24. Jahrgang / Heft 10 Oktober 1930

Neue Wege

Blätter für religiöse Arbeit

INHALT

VOM GOTTESSCHATZ IN IRDENEN GEFÄSSEN / *Hans Böhringer*
SÖREN AABYE KIERKEGAARD / *Julie Inger Hansen*
WORTE VON SÖREN KIERKEGAARD. Ausgewählt von *Johannes Tscharner*
BERICHTE: 1. Der 5. Kongress der religiösen Sozialisten Deutschlands. *Paul Trautvetter* / 2. Congrès des Socialistes religieux. *Hélène Monastier* / 3. Der Zivildienst in Südfrankreich. *Otto Weiß*
ZUR WELTLAGE: Vom Nationalismus: 1. Tagore und der indische Nationalismus. *Dr. Hans Kohn* / 2. Nationales Weltbürgertum. *Dr. Hans Prager*
RUNDSCHAU: Monatsschau / Aufruf der Frauen an die Staatsmänner der ganzen Welt / Die Jungevangelische Vereinigung für Politik zur Frage eines europäischen Bundes / Gegen den Marxismus / Dieses und jenes über Religion und Sozialismus / Eine vergessene Hilfe für die Landwirtschaft / Für China / Versammlungen / Personalia
AUS DER ARBEIT: I. Casoja / II. Eine wichtige Arbeit
ALTE JAHRGÄNGE DER „NEUEN WEGE“
REDAKTIONELLE BEMERKUNGEN
PROGRAMM VON ARBEIT UND BILDUNG, Nachtrag

JM

Verlag: Vereinigung "Freunde der Neuen Wege"
EINZELHEFT 1 FR ☆ HALBJAHR 5 FR

NEUE WEGE, Blätter für religiöse Arbeit

Redaktion: Dr. L. Ragaz in Zürich. Alle Zusendungen für die Redaktion sind an Dr. L. Ragaz, Gartenhofstr. 7, Zürich 4, zu richten.

Druck und Expedition durch Buchdruckerei Reutimann & Co., Arbenzstrasse 20, Zürich 8. Abonnement-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII 4071, Zürich.

Die **Neuen Wege** erscheinen jeden Monat und kosten in der Schweiz für ein Jahr Fr. 10.—, für ein halbes Jahr Fr. 5.— (durch die Post bestellt 20 Rp. mehr), im Ausland Fr. 12.50 im Jahr und Fr. 6.50 im halben Jahr. Einzelhefte kosten 1 Fr.

Abonnemente können bei der Buchdruckerei Reutimann & Co., Zürich (Arbenzstrasse 20, Postcheck VIII 4071) und bei der Post aufgegeben werden.

Reklamationen sind bei der Druckerei anzubringen.

Vereinigung „Freunde der Neuen Wege“: Präsident: **R. Lejeune**, Pfarrer, Zollikerstrasse 76, **Zürich 8.** Quästorin: Frau **A. Künzler-Giger in Flawil** (St. Gallen); Postcheck-Konto IX 3646.

Mit Beginn des Jahrganges 1927 ist die Administration der „Neuen Wege“ für Deutschland, Oesterreich, Finnland und die Tschechoslovakei vollständig an die Druckerei **Reutimann & Co.** in Zürich übergegangen. Die Abonnenten der genannten Länder sind gebeten, sich in administrativen Angelegenheiten ausschliesslich an die Druckerei Reutimann & Co. zu wenden. Hingegen können Zahlungen in Deutschland wie bisher an Herrn Studienrat Waldus Nestler, Parkteich 2, Leipzig N. 22, Postcheck-Konto Leipzig 62621, erfolgen.

Mit der Rückkehr normalerer Verhältnisse fallen die den Lesern in Deutschland, Oesterreich, Finnland und der Tschechoslovakei eingeräumten Preisvergünstigungen dahin. Der Abonnementspreis beträgt daher für das Ausland Schweizerfranken 12.50 (10 Goldmark).

Vom Gottesſchatz in irdenen Gefäßen.[1])

II. Kor. 4, 5—10.

Liebe Gemeinde!

Als Gemeinde Jeſu Chriſti und als nichts anderes ſind wir auch heute hier beiſammen und haben darum auch nichts beſonderes jetzt zu tun, als zu reden und zu hören, was uns zu reden und zu hören gegeben iſt. Inſofern allerdings iſt dieſes unſer Reden und Hören in der Gemeinde, verglichen mit unſerm übrigen vielen und nur allzuvielen menſchlichen Reden und Hören, ein ſpezifiſches und qualifiziertes, als wir nicht von uns ſelber und unſern irdiſchen und weltlichen Dingen und Intereſſen gleichſam ins Blaue hinein hier im Hauſe der chriſtlichen Gemeinde reden und hören; „denn wir predigen nicht uns ſelbſt, ſondern Jeſum Chriſtum", alſo auch keine ſo oder anders konſtruierte und gefärbte Weltanſchauung, wenn anders wir überhaupt predigen, das heißt, verkündigen, lobpreiſen und ſo wirkliche Prediger, Prädikanten ſind und nicht allenfalls nur glänzende Redner.

Aber wiederum predigen wir Jeſum Chriſtum nicht losgelöſt von allem Menſchlichen und Irdiſchen, gleichſam als eine ideale Welt für ſich, in der man in der Kirche drinnen und möglicherweiſe noch kurze Zeit nach den jeweils das Gemüt ſo erhebenden und die Seele ſo erbauenden, ſtimmungsvollen, gottesdienſtlichen Feiern ſchwebt. Nicht doch, wir predigen und haben Jeſum Chriſtum zu predigen, „daß er ſei der Herr". Was heißt das? Doch wohl, daß Jeſus Chriſtus herrſchen will und ſoll über alles und alle, nicht bloß über die Seele dieſes oder jenes Einzelnen, ſondern reſtlos und ausnahmslos über alles und alle, da ſie mit allem, was ſie ſind und haben, ihm gehören als „die eine Herde unter einem Hirten". Alſo nicht allein die Gemüter und Herzen, die wir in gehobener Gottesdienſtſtimmung ihm weihen, beanſprucht Jeſus Chriſtus als unſer Herr.

„*Herr ſein*" *bedeutet doch wahrlich den ganzen Menſchen,* alſo auch mit ſeinem Leib und all deſſen Bedürfniſſen und Notwendigkeiten ihm unterſtellt wiſſen. Iſt aber Jeſus Chriſtus, den wir als Herrn über alles und nicht anders zu verkünden haben, wirklich der Herr, ſo gibt es neben ihm und außer ihm keine ſogenannten weltlichen und menſchlichen Gebiete mit ihrem Eigenleben und ihrer Eigengeſetzlichkeit. Als die Knechte derer, die uns um Jeſu willen, wie hier ausdrücklich ſteht, anvertraut und übergeben ſind, haben wir wahrlich kein Recht (oder woher denn wollen wir uns dieſes holen?), der Herrſchaft des Chriſtus als des Herrn Grenzen zu ſetzen, wo es uns gerade beliebt, und ihr Gebiete, über die wir „Herr im

[1]) Synodalpredigt zu St. Laurenzen in St. Gallen am 30. Juni 1930.

eigenen Hauſe“ bleiben möchten, zu entziehen und Jeſum Chriſtum auf das rein Seeliſche, als ob es das überhaupt gäbe oder je gegeben hätte, zu verweiſen. Siehe, da predigen wir uns ſelbſt als die Herren und nicht ihn, daß er ſei der Herr, wir aber eure Knechte um Jeſu willen.

I.

Jeſus Chriſtus, der Herr, iſt das A und das O unſerer Verkündigung; denn „Jeſus Chriſtus geſtern und heute und derſelbe in Ewigkeit“. Jawohl, doch dürfen ſolche Sätze nicht bloß ſchöne, aber halb oder gar ganz leere, fromme Worte ſein, an denen wir uns ſelber und allenfalls auch andere begeiſtern, denen jedoch alle Bezogenheit aufs Leben, auf die Menſchen ringsum, ja auf die Welt völlig fehlt. Vielmehr ſollen wir wiſſen, was wir ſagen, wenn wir Jeſum Chriſtum als den Herrn verkünden. „Jeſus Chriſtus, der Herr“ iſt ein bis zum Rand, ja zum Ueberfließen gefülltes Bekenntnis, geladen auf die Menſchen mit all ihren menſchlichen und darum oft genug auch unmenſchlichen Belangen und Intereſſen und letztlich zielend auf die ganze Welt mit allem, was nur Welt ſein und heißen mag; denn „alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen Sohn zum Heil ihr gab“. Was uns nun dieſes „Jeſus Chriſtus, der Herr“, aus dem Letzten und Tiefſten hell und klar zu ſagen hat? Doch ſicher das, daß es inmitten der grenzenloſen Unſicherheit und damit ganzen Fragwürdigkeit des Menſchenlebens einen feſten Punkt gibt, ſozuſagen ein Fenſter, durch das wir aus aller Dunkelheit unſeres Lebens hinaus- und durchzuſchauen vermögen, allerdings auch da im Glauben allein und nur im Glauben; denn „wir wandeln nun einmal hier im Glauben und nicht im Schauen“, wer überhaupt denkend lebt und nicht nur gelebt wird. Dieſer Durchblickspunkt oder auch Berührungspunkt von Himmel und Erde, die uns ſo oft ganz miteinander zerfallen und im offenen Widerſpruch zu einander vorkommen, faſt als ob hier auf Erden und darum auch im Menſchen und in der Menſchheit nicht mehr Gott regiere, ſondern eben der Fürſt dieſer Welt das Regiment ganz und gar führe, dieſer Berührungspunkt von Himmel und Erde iſt Jeſus Chriſtus. Er iſt der, in dem das Chaos, das furchtbare Durcheinander und Gegeneiander, das in die Gotteswelt durch des Menſchen Abfall von Gott als ihrem Schöpfer, das iſt, durch ſein Immerallesbeſſerwiſſenwollen und demgemäß durch ſeine Auflehnung und ſeinen Ungehorſam gegen Gottes Willen hineingekommen iſt, Jeſus Chriſtus iſt der, in dem das Chaos wieder zum Kosmos, zu jener wundervollen Ordnung und Einheit und ſteten Bezogenheit alles Lebendigen auf Gott als ſeinen Urquell und damit auch zueinander als den Mitgeſchöpfen geworden iſt.

Was folgt daraus? Unſer Leben müßte und muß ſonach nicht ewig auseinanderfallen und ſchließlich ſich aufreiben in all dem Auf und Ab und Für und Gegen von ſich gegenſeitig zerſetzenden In-

tereſſen und Zielen, nur darum, weil es ſich vom Urgrund, ſeinem Gott und Schöpfer und Erhalter, in dem allein wir alle wirklich leben und weben und ſind, abgelöſt hat. Und wir Menſchen brauchten uns auch nicht ſtändig im Frieden und Krieg um unſerer ſozialen und nationalen Notwendigkeiten willen zu zerfleiſchen und uns förmlich aufzufreſſen. Warum nicht? „Das Leben iſt erſchienen, und in ihm war das Leben, und das Leben iſt das Licht der Menſchen.“ Nämlich dann und nur dann und in dem Maße, als wir Jeſum als den Chriſtus Gottes auch unſern und aller Welt Herrn ſein und walten laſſen; „denn in ihm hat Gott einen hellen Schein in unſere Herzen“ und von da aus auch in alle Welt gegeben. Gott, der uns durch unſere Sünde und Schuld in unſerm ſchlechten Gewiſſen als der treue Schöpfer und Helfer und Vater gänzlich verdunkelt ward und wird und ſo für uns nur noch zu einem verborgenen Gott geworden, hieß und heißt immer wieder aufs Neue das Licht aus ſolcher unſerer Finſternis hervorleuchten und ließ und läßt es in unſern Seelen Tag werden durch die Erkenntnis von der Herrlichkeit und Klarheit Gottes auf dem Antlitz Jeſu Chriſti. Nun — Gott ſei dafür geprieſen! in Jeſu Erſcheinung, ſeinem Wort und Werk, wiſſen wir endlich wieder um Gott und damit auch erſt wieder um uns ſelber, um unſer eigenes Leben, wie um das Leben der andern als unſerer Brüder, mit einem Wort, um die Welt, daß wir und alle Menſchen, ja die ganze Welt, die ſo ſehr im Argen liegt, dennoch Gottes iſt.

Seht, was wir bei unſerer allgemeinen Verſtrickung ans Widergöttliche und in ſolcher Verdunkelung unſeres Lebens und ſeines Sinnes niemals aus uns ſelber hätten erkennen können, das wiſſen wir nun im Glauben an Jeſus Chriſtus den Herrn ganz und gar. „Was kein Auge geſehen und kein Ohr gehöret hat und was in keines Menſchen Herz kommen iſt, hat Gott bereitet denen, die ihn lieben.“ Dieſes Schauen der Klarheit Gottes als unſeres gnädigen Vaters in Chriſto Jeſu, der da will, daß allen Menſchen geholfen werde und ſie alle zur Erkenntnis ſeiner Wahrheit kommen, daß nämlich Jeſus Chriſtus der Herr ſei über alles und alle, aber noch einmal „Herr“ wirklich in ſeiner Vollbedeutung, läßt uns nun mit allem göttlichen Grund und nicht bloß in einer ach ſo bald vorübergehenden menſchlichen Begeiſterung und Stimmung jubeln: „Wie herrlich ſtrahlt der Morgenſtern, O welch ein Glanz geht auf vom Herrn, Wer ſollte ſein nicht achten! Glanz Gottes, der die Nacht durchbricht, Du bringſt in finſtre Seelen Licht, Die nach der Wahrheit ſchmachten.“

II.

Nun aber iſt Jeſus Chriſtus, der Herr, den allein wir zu verkündigen haben, dieſer Abglanz der Herrlichkeit Gottes auf dem Antlitz Chriſti nur dem Glauben zu ſchauen gegeben; denn niemals vermöchten wir ſündige Menſchen die Klarheit Gottes ſelber von Ange-

ſicht zu Angeſicht zu ertragen. Wir könnten auch nur verhüllten Angeſichtes, wie Moſes und alle Gottesmänner, Gott begegnen. War nicht Saulus-Paulus drei Tage lang nach jener himmliſchen Erſcheinung vor den Toren von Damaskus geblendet? Auch uns und uns erſt recht gälte Gottes Ruf: „Tritt nicht herzu!", und auch wir und wir erſt recht müßten antworten: „Weh mir, ich vergehe; denn ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volk von unreinen Lippen."

Darum iſt es auch wohl zu verſtehen, daß wir Jeſum Chriſtum, den Herrn, dieſe einzigartige Gottesoffenbarung, dieſes lebendige Gotteswort, „dieſen Schatz in irdenen Gefäßen haben", wie der größte Verkündiger Jeſu Chriſti ſofort ſeinem gewaltigen, eindeutigen Predigtbekenntnis hinzufügt. Und in der Tat, Jeſus, der Chriſtus Gottes, und damit unſer und aller Welt Herr, erſchien in ſolch irdenem Gefäß, daß ihm Niemand von außen ſeine Beſonderkeit anſehen konnte. Er kam ganz und gar ins Menſchenfleiſch, ja, nahm ſogar darinnen „Knechtsgeſtalt an und ward an Gebärden wie ein Menſch erfunden". Noch mehr, er ließ ſich ſchmähen und ſchlagen, als ob er ein Uebeltäter geweſen, und „war ſo gehorſam bis zum Tod, ja bis zum Tod am Kreuz", dem damaligen entehrenden Strang. Und darum ſpricht bis heute der nagende Zweifel und der höhnende Unglaube gleichermaßen: „Biſt du Gottes Sohn, ſo ſteig herab vom Kreuz!" oder „Hilf dir ſelbſt und uns!" Siehe da, der Schatz Gottes, den wir in irdenem, das iſt, in ſehr unanſehnlichem, zerbrechlichem Gefäß haben! Und nicht anders ſteht es mit Chriſti Botſchaft, dem teuren Evangelium, das uns von Jeſu Wort und Werk in der Bibel berichtet. Oder iſt die Heilige Schrift, in welcher uns die Kunde von aller Welt Rettung durch die Jahrhunderte überliefert iſt, nicht auch ein irden, tönern Gefäß mit all' jenen Mängeln, die eben alles Sichtbare und menſchlich Vermittelte an ſich trägt? Dennoch iſt in der Bibel ganz unzweifelhaft Gottes Wort von unſer aller Erlöſung durch Chriſtus, eben jener Schatz des Evangeliums. Oder woher ſonſt wüßten wir von Gott als unſerm Vater und unſerer Kindſchaft bei ihm und Bruderſchaft, alles in und durch Chriſtus, wenn nicht einzig aus der Heiligen Schrift? Gleichwohl müſſen wir an dem uns vorliegenden, bibliſchen Urtext, zwar mit aller gebotenen Ehrfurcht, Kritik üben, ihn da und dort nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen korrigierend — was tuts: „Siehe da, der koſtbare Gottesſchatz in irdenem Gefäß!"

Aber erſt unſere Verkündigung! Auch wo ſie wirklich ſolche iſt und nicht irgend ein Menſchenfündlein, welch' elend, menſchlich-irden-tönern, das heißt, ganz und gar unzulänglich, ſchwächlich, brüchig Gefäß für ſeinen Inhalt, für das in Jeſus Chriſtus Fleiſch gewordene Gotteswort. Oder bildet es nicht unſere eigentliche Predigtnot, die uns manchmal faſt zur Verzweiflung bringen will, daß wir ſo ſtammeln und ſtottern, ſo förmlich ringen müſſen um den nur einigermaßen dem Gotteswort in Chriſtus entſprechenden Ausdruck,

wo wir doch so gern mit aller Freudigkeit und ohne alle die menschlich-sprachlichen und menschlich-geistigen Hemmungen und Bindungen die Ehre Gottes in Jesus Christus, unserm Herrn, gleichsam mit vollen Backen, ja mit Fanfaren verkünden möchten? Und wenn dann gar noch körperliche Schwäche und leibliches Unvermögen hinzukommen, wie beim Apostel Paulus, und sicher dann und wann auch bei uns, nicht zu vergessen unsere Unvollkommenheit in Gesinnung und Wandel mit ihren bitterernsten Folgen, indem die von uns verkündete Botschaft Gottes in Christo um dieses unseres unvorbildlichen Seins und Lebens oft genug nicht so sehr mit Dank und Freude als mit Hohn und Widerspruch aufgenommen wird, müssen wir uns da nicht noch viel mehr als Paulus, als eine Mißgeburt, als die Geringsten unter allen Predigern des Evangeliums schelten? Diese Unausgeglichenheit zwischen unserer Berufung Gottes in Christo zu seinem Reich und dem, wie wir in Tat und Wahrheit sind und leben, stimmt nun allerdings auf alle Christen, auch auf die sogenannten Laien, auch auf unsere Hörer, die doch ebenso, wie wir Verkündiger, das Licht, das uns allen in Jesus Christus von Gott her aufgegangen ist, leuchten lassen sollten vor den Menschen, damit diese der Jesusjünger guten Werke sehen und den Vater im Himmel dafür preisen. Ach, wie sind wir alle so schlimme Gefäße, die den Gottesschatz in ihnen kaum mehr erkennen lassen, ja oft nicht einmal mehr zu halten vermögen, so erbärmlich, so unsicher, so unfroh, so weltförmig, so allzumenschlich! Was können wir dazu anderes sagen als wiederum: Sehet, auf der ganzen Linie, von Christus her, dem Menschgewordenen, über sein göttlich Wort, das uns die Bibel vermittelt, bis zu uns seinen Jüngern, die wir Prediger und Hörer gleichermaßen sind, da der Ruf Gottes in Christus an uns alle ergangen, und die wir es doch so wenig sind, die zunächst einfach erschütternde Wahrheit des heutigen Schriftwortes: „Wir tragen aber solchen Schatz in irdenen Gefäßen".

III.

Doch warum denn eigentlich dieser Gegensatz zwischen der großen, nein, der allergrößten Sache, die es überhaupt gibt, der Botschaft von Jesus Christus, dem Herrn, und in ihm von der Welt Errettung, und der äußerlich so armseligen Erscheinungsweise dieses Gottesangebotes? Was hat diese offenkundige Disharmonie zwischen Innerm und Aeußerm für einen Sinn? Wird nicht dadurch das Evangelium bei den an und für sich schon so ungläubigen und nach dem Schein urteilenden Menschen hinsichtlich der Wirkung seiner Verkündigung schwer Abbruch getan? Wo ist dabei die „Logik", wenn man von diesem so herrlichen Gottesschatz äußerlich gar nichts, ja nur das Gegenteil davon, ein überaus dürftiges Gewand sieht? Sollte sich hier Gott — menschlich gesprochen — in den Mitteln nicht stark vergriffen haben, viel zu wenig mit uns Menschen rechnend, wie wir

nun einmal alle unterſchiedslos ſind, indem er doch ſein Beſtes und Liebſtes ganz anders, nämlich in glänzender Aufmachung und in zum Zugreifen und Genießen verlockender Darbietung hätte vor uns ausbreiten müſſen?

O wie geſcheit wir doch ſind! Wie überlegen wir doch denken können! Seht, wenn der Gotteſchatz der Menſchenerlöſung in einer unſern äußern Sinnen und unſern ſtets auf Nutzen und Profit zielenden Gedanken angepaßten Form ſichtbar vor aller Welt von unſerm Gott aufgetan worden, wäre gerade das eingetreten, was Gottes Weisheit unbedingt verhüten wollte und auch wirkungsvoll verhütet hat mit dem uns nur in irdenen Gefäßen anvertrauten Schatz. Wir „ſtolzen Menſchenkinder" hätten uns dann des Gotteſchatzes in einer Weiſe bemächtigt, daß dadurch der Menſchheit Erlöſung von Gott her und allein von ihm und durch ihn ganz oder zum mindeſten zum Teil wieder zu einer reinen oder richtiger ſehr unreinen Menſchenſache wie alles Uebrige geworden. Damit aber wäre gerade das Entſcheidende, das, worauf es letztlich ankommt, das, was unſere Erlöſung erſt wirkſam macht, das Göttliche, das Gottgewollte und das auch bei Gott allein Mögliche, dahingefallen und ſo der köſtliche Schatz ſeines eigentlichen Inhaltes entleert worden. Es iſt ſonach Gottes Weisheit nicht nur, ſondern eben ſo ſehr auch ſeine Güte und Barmherzigkeit, die den Schatz ſeiner göttlichen Menſchenrettung vor dem zudringlichen, ſelbſtiſchen Zugriff des alles Heilige mit ſeiner Geſchäftstüchtigkeit und in ſeiner Ruhmſucht verunreinigenden und entweihenden homo sapiens, wie er bezeichnenderweiſe ſich ſelber nennt, bewahrt hat. Und das nur dank jener von uns aus nie aufzuhebenden Disharmonie von Weſen und Erſcheinung, in welcher es Gott beliebt hat, uns ſeinen Schatz eben in irdenen Gefäßen und nicht anders anzubieten, „auf daß die überſchwengliche Kraft ſei Gottes und nicht von uns," wie wiederum Paulus in dankbarer Beugung unter den Gott und Vater Jeſu Chriſti ſein kurzes, aber volles Bekenntnis abſchließt.

„Nicht uns, Herr, nicht uns gebührt die Ehre!" Soli Deo gloria! Das Evangelium iſt eine Kraft Gottes, der Welt zum Heil, nur, wenn ſie es ſo auf- und annimmt, wie es uns in dem gekreuzigten und auferſtandenen Menſchenheiland, dieſem irdenen Gottesgefäß, und weiter in der uns äußerlich nicht anders als wie in einem ſonſtigen Buche überlieferten Heiligen Schrift und auch in der von unſern nicht geringen Mängeln und Schwächen ſo ſehr beeinträchtigten Verkündigung von Gott ſelber dargeboten wird. Gottes muß eben die Kraft ſein und bleiben, ſoll ſie wirklich Kraft ſein, Gottes ſelber, jawohl, und Gottes immer und darum auch nicht einer irgendwie wieder eigenen, ſelbſttüchtigen, weltlichen Zwecken dienenden Gemeinde und Kirche. Ja, auch dieſer, der Kirche, und dieſer in beſonderem Maße gilt das Gotteswort vom Schatz in irdenen Gefäßen, da ſie, die gewiß von Chriſtus als zu ſeinem Gefäß auf Erden berufen worden, dies ſo oft

überſehen und vergeſſen hat, wie denn dieſe Verſuchung ihr immer aufs Neue droht, das Gefäß, ſich ſelber zu wichtig zu nehmen zum Schaden des ihrer Hut anvertrauten Gottesſchatzes, des teuren Evangeliums. Inſonderheit ſoll die evangeliſche Kirche, ſchon ihrem ſie darauf feſtlegenden Namen entſprechend, nach außen durchaus ein irden, tönern, unſcheinbares, darum auch bei keinem Staat akkreditiertes, weil nicht von ſeinem Segen lebendes, auch parteipolitiſch nicht ſich in einem eigenen Züglein Geltung verſchaften wollendes, ſondern nur kraft der Kraft Gottes im Evangelium ſelber allüberall ſauerteigartig wirkendes Inſtrument und Gefäß ſein und allezeit auch bleiben. Wenn ſie ja nur weiß, daß ſie einen Schatz hat, und ebenſoſehr weiß, was ſie an dieſem unüberbietbaren Schatz, dieſer einen, köſtlichen Perle der Botſchaft vom Gottesreich für die ganze Welt beſitzt! Und ſchaut, ſollte die Kirche auch bei uns noch viel tiefer hinab müſſen, nämlich noch mehr und ganz anders von den Gottesleugnern oben und unten als nichtig, als Torheit, als Opium, ja als Schuldige, was ſie wohl zu einem guten Teil auch iſt, verachtet, gehaßt und verfolgt werden, ſo würde auch das ganz gewiß mit zum Tragen des Schatzes in irdenen Gefäßen gehören; denn auch ſolche Drangſal der Kirche Chriſti wird mithelfen, daß die überſchwengliche Kraft ſich als Gottes Kraft erweiſe und nicht als von uns, wie auch unſer Apoſtel in ſeinem, unſerm heutigen Wort bezeugt, ſein Bekenntnis vom Schatz in irdenen Gefäßen damit in ergreifender Weiſe noch unterſtreichend: „Wir haben allenthalben Trübſal, aber wir ängſten uns nicht; uns iſt bange, aber wir verzagen nicht; wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlaſſen; wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um und tragen allezeit das Sterben des Herrn Jeſu an unſerm Leibe, auf daß auch das Leben des Herrn Jeſu an unſerm Leibe offenbar werde.“ Dieſe ganz ungeheure und grellſte Disharmonie, ja Diſſonanz zwiſchen dem Gottesſchatz Chriſtus dem Herrn in und unter uns und ſolchem unſerm möglichen Ergehen als wirkliche Chriſten in einer chriſtusloſen Welt um uns iſt göttliche Logik, die ſich zu Gottes alleinigem Ruhm und Ehre zu ſeiner Zeit auflöſt, indem dann ſeine Kraft in ſchwachen Menſchen mächtig iſt nicht bloß zum Leben für ihn, was ſchon wahrlich auch nicht immer uns leicht gemacht iſt, ſondern auch zum Leiden und Sterben für ihn und ſein Reich.

Was iſt zu all dem Geſagten noch weiter zu ſagen, als immer und immer zu wiederholen: wir tragen ſolchen Schatz des Evangeliums in irdenen Gefäßen jetzt und immer und überall bis zum Letzten und Aeußerſten, und das ganz nach dem Willen Gottes, auf daß die Kraft ſein ſei und nicht uns.

Daß wir Verkündiger wie Hörer der Gottesbotſchaft von der Welt einzig möglichen Erlöſung in Chriſto Jeſu als ihrem Herrn, auf deſſen Wort ſie zu hören und zu gehorchen hat, dieſe göttliche Doppelwahrheit von dem Gottesſchatz in irdenen Gefäßen als beides

gleichermaßen wichtig und entſcheidend doch nie mehr überhören und außer Acht laſſen!

Es hängt davon wahrlich mehr ab, als wir zuerſt annehmen möchten, nichts weniger als unſer Glaube ſelber, unſer Glaube zu dem Gott, der ſeine Wege geht und deſſen Wege zugegebenermaßen nicht nach Menſchenart ſind, ſondern gar ſehr zu unſerm Verwundern, der es aber immer herrlich hinausführt.

Wie überaus tief und wahr, ganz im Geiſte unſeres bibliſchen Wortes, iſt doch das Lied empfunden, das man darum recht eigentlich das Lied „vom Schatz in irdenen Gefäßen" nennen könnte:

Es glänzet der Chriſten inwendiges Leben,
Obgleich ſie von außen die Sonne verbrannt.
Was ihnen der König des Himmels gegeben,
Iſt Niemand als ihnen nur ſelber bekannt.
Was Niemand verſpüret, was Niemand berühret,
Hat ihre erleuchteten Sinne geziehret,
Und ſie zu der göttlichen Würde geführet.

Sie wandeln auf Erden und leben im Himmel,
Sie bleiben ohnmächtig und ſchützen die Welt,
Sie ſchmecken den Frieden bei allem Getümmel,
Sie haben, die Aermſten, was ihnen gefällt.
Sie ſtehen im Leiden und bleiben in Freuden,
Sie ſchauen ertötet den äußern Sinnen,
Und führen das Leben des Glaubens von innen.
Amen!

Hans Böhringer.

Sören Aabye Kierkegaard.

Am 11. November 1930 ſind 75 Jahre verfloſſen, ſeit Kierkegaard in dem alten „Frederiks-Hoſpital" in Kopenhagen ſeinen letzten Atemzug tat. In einer Zeit, die beſtrebt iſt, bei allen möglichen Gelegenheiten große und weniger große Männer zu feiern, hätte es dann vielleicht auch einen guten Sinn, einige Augenblicke bei dieſem Todestage zu verweilen. Kierkegaards Bedeutung heute, eben für uns heutige Menſchen, iſt größer, als ſie zu ſeinen Lebzeiten war oder ſein konnte, und ſie iſt noch immer im Wachſen. Auf dem Hintergrund des Krieges klingen ſeine ernſten Worte eindringlicher, mahnender und zeitgemäßer als je. Erſt jetzt verſtehen wir eigentlich die Wahrheit ſeiner „einzigen Theſis": „Das Chriſtentum des Neuen Teſtaments iſt gar nicht da!" und wir ſpähen erwartungsvoll nach dem Manne, der von Gott den Auftrag, „das Chriſtentum aufs Neue in

die Chriſtenheit einzuführen", bekommen ſoll. Das Werk Kierkegaards harrt ſeiner Fortſetzung und Vollendung.

Kierkegaard war in dem für ſein Vaterland ſo kritiſchen Jahre 1813 [1]) zu Kopenhagen geboren, und er verbrachte auch ſein ganzes Leben dort, nur ein paar kurze Auslandsreiſen ausgenommen, die ihn aber nur bis nach Berlin führten. Sein Vater, der alte Tuchhändler, der einen ſo tiefen und nachhaltigen Einfluß auf das ganze Leben des Sohnes ausübte, war aber im ſüdweſtlichen Jütland, in einer damals ſehr ausgeprägten Heidegegend und in ärmlichen Verhältniſſen geboren. Die ſchwere und ſchwermütige Natur der jütländiſchen Heide (die jetzt faſt ganz verſchwunden und in Wald oder Ackerland verwandelt iſt), ihre Einſamkeit und die harten und dürftigen Lebensbedingungen des Heidebauers, wirkten auf das empfindſame Gemüt des zwölfjährigen Hirtenbuben ſo ſtark, daß er eines Tages, als er wieder allein mit ſeinen Schafen hungernd und frierend auf der Heide weilte, einen großen Stein beſtieg und feierlich den Gott verfluchte, der ein armes Kind ſo leiden laſſe. Ueber dieſe Begebenheit ſeiner Kindheit trauerte noch immer der achtzigjährige Mann, und ſie hatte ihm auch alle die dazwiſchenliegenden Jahre verbittert, ſo daß er ſeinen wachſenden Wohlſtand nur als Zeichen der *Strafe* Gottes, als Ankündigung der kommenden Verdammnis betrachten konnte: Gott habe ihm in dieſer Welt alles gegeben, weil Er ihm in der künftigen nichts geben könne. Dieſer Seelenzuſtand des Vaters beeinflußte auch das Leben des ſpätgeborenen Sohnes auf verhängnisvolle Weiſe. Einmal weil dieſer das Leben im Elternhauſe mit dem ſchwermütigen alten Mann ſo drückend empfand, daß er in ſeinen letzten Jahren ſagen konnte, daß der Vater, obgleich er ihn innig geliebt, ihn doch menſchlich geſprochen ſehr unglücklich gemacht habe, vor allem dadurch, daß die gar zu-ſtrenge Auffaſſung des Chriſtentums, welche der Vater ihm als einziges Mittel gegen den Jammer des irdiſchen Lebens einprägte, dem Kind und dem Jüngling als etwas noch Furchtbareres als eben dieſes Leben erſchien; ſodann aber auch, weil die ſkrupelloſe, zu grenzenloſer Reflexion über ſich ſelbſt neigende Natur des Vaters ſich auf den Sohn vererbte und den Boden abgab, auf welchem *ſein* beſonderer „Pfahl im Fleiſch", die Schwermut, ſich entwickelte, die Schwermut, die nicht weniger als ſeine außerordentliche intellektuelle Begabung ſein Leben beſtimmen ſollte.

Dieſe eigentümliche pſychiſche Veranlagung muß man in mente haben, wenn man auch nur einen Verſuch machen will, Kierkegaard zu verſtehen. Aus ihr entwickelte ſich dieſes tragiſche Menſchenſchickſal, ſie ſchuf in Verbindung mit den äußeren Begebenheiten, aber noch mehr als dieſe, den ſonderbar verborgenen Menſchen, der unerkannt und unverſtanden unter ſeinen Zeitgenoſſen lebte, und der weniger

[1]) Das Jahr des Staatsbankrotts nach dem unglücklichen Krieg. Dieſer Bankrott machte aber ſeinen Vater reich.

von ſeiner Zeit geprägt und beeinflußt wurde, als er ſelbſt hinter ſeinem Incognito die Zeit beeinflußte und prägte. Die Zeit ſah eben nur die mit ſo großer Anſtrengung aufrecht erhaltene Maske, den leichſinnigen und oberflächlichen Flaneur, den lebensluſtigen, liebenswürdigen und in jüngeren Jahren gefeierten Charmeur, und wollte oder konnte die Entwicklung nicht verſtehen, die im Verlauf der Jahre dieſen „Taugenichts“ immer tiefer in Einſamkeit und ſeeliſche Leiden hineinführte, trotzdem ſeine religiöſen Schriften, die unter ſeinem eigenen Namen, gleichzeitig mit den ſämtlich pſeudonymen äſthetiſchen und philoſophiſchen Schriften erſchienen, der Zeit dieſe Entwicklung hätten enthüllen ſollen, ſo daß ſie hätte verſtehen müſſen, was ſich hinter der lächelnden Maske verbarg.

Vielleicht iſt die Zeit zu entſchuldigen. Das Incognito war vielleicht zu undurchdringlich. Erſt eine ſpätere Zeit hat eigentlich durch die Veröffentlichung der hinterlaſſenen Papiere Kierkegaards die Möglichkeit bekommen, den ſeltſam verſchlungenen Fäden zu folgen, die das Muſter dieſes Menſchenlebens bildeten, und die ſeiner Zeit unruhig und verworren vorkommen mußten, weil ſie ſozuſagen das Ganze von der Kehrſeite betrachtete und ihr jedenfalls der ruhige Ueberblick fehlte, der für alles wirkliche Verſtändnis unentbehrlich iſt. Nun iſt die rechte Diſtanz vorhanden, und nun erlebt deshalb auch Kierkegaard eine Auferſtehung und eine Ehrenrettung.

Wer ſich aber heute Kierkegaard nahen und verſuchen will, ſich eine Auffaſſung nicht nur von dieſem eigentümlichen Schriftſteller, ſondern auch von dem tiefen und weitumfaſſenden Geiſt und von dem ſeltenen und bedeutenden Menſchen zu bilden, ſoll nicht, wie es für gewöhnlich geſchieht, mit „Entweder-Oder“ oder mit dem „Augenblick“ anfangen. Dieſe zwei Bücher ſtellen Anfang und Ende ſeiner ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit dar, zwiſchen dieſen beiden Grenzen liegen aber eine Reihe von Büchern, nicht zum wenigſten die, welche rein religiöſer Art ſind, von einer ſolchen Tiefe und ſolchem Wert, einem ſo eindringenden Verſtändnis des Menſchen und einer damit zuſammenhängenden heißen Liebe zu den Menſchen, einer ſolchen Gedankenfülle und meiſterhaften Behandlung der Sprache, daß die Literatur ſeines Landes nichts aufweiſen kann, was auch nur einigermaßen dieſen Büchern gleichkäme. Und nicht nur die Literatur *ſeines* Landes. Sehr wenige Menſchen haben in der neueren Zeit ſo tief in das Neue Teſtament gegraben, wenige haben ſo viele ſeiner Wahrheiten wieder ans Licht gebracht und ihnen ein ſo edles und ſtrahlendes Gewand der Sprache gegeben, wie eben Kierkegaard. Und mehr noch: dieſe rein religiöſen Bücher zeugen von einer ſolchen Hingabe im Dienſte des Herrn, dem er ſich geweiht hatte, von einer ſolchen Treue und Herzensreinheit im Verhältnis zu dieſem ſeinem Herrn, daß er dadurch in der Geſchichte des Reiches Gottes auf Erden in die vorderſte Reihe geſtellt wird. „Leben und Walten der Liebe“, „Einübung

im Chriſtentum", „Zur Selbſtprüfung", „Chriſtliche Reden", „Erbauliche Reden" und auch die kleine ſelbſtbiographiſche Schrift „Der Geſichtspunkt für meine ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit", die erſt viele Jahre nach ſeinem Tode veröffentlicht wurde, laſſen alle in eine Seele hineinblicken, die ſich wie wenige als „den Einzelnen" vor Gott fühlte, die eine abſolute Verpflichtung über ſich hatte, und ſich jeden Tag und jede Stunde im Dienſte des Herrn beanſprucht wußte, der ihn berufen hatte, den Menſchen eine Botſchaft von Ihm zu bringen. Daß dieſe Botſchaft noch nicht die ganze, volle Wahrheit umfaßte, daran war weniger Kierkegaard Schuld, als Umſtände, über welche er keine Macht hatte.

Es iſt bekannt, daß Kierkegaards Leben nur wenige äußere Begebenheiten enthielt. Dieſe Begebenheiten waren aber von einer ſo tief eingreifenden Art, daß ſie reichlich genügten, um für einen Menſchen mit ſeiner ſchwermütigen Natur den zweiundvierzig Jahren ſeines Lebens einen Inhalt zu geben, der für Menſchen mit weniger leicht vibrierenden Seelen wohl überhaupt nicht zu haben iſt, auch wenn ſie achtzig Jahre alt werden und die Greuel eines Weltkriegs erlebt haben. Jede dieſer Begebenheiten gab ſeinem Leben eine neue Wendung und hinterließ in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit tiefe Spuren, die mit Hilfe ſeiner Tagebücher leicht nachzuweiſen ſind. Und dadurch wird der aufmerkſame Leſer auch befähigt, zwiſchen den Zeilen zu leſen und die unſichtbare Hand jedenfalls zu ahnen, die die Saiten dieſer bei der leichteſten Berührung erklingenden Seele in Bewegung ſetzte.

Die erſte dieſer Begebenheiten war, ſo weit es ſich aus den hier etwas undeutlichen Worten des Tagebuches verſtehen läßt, die, daß der Vater, als der jüngſte Sohn fünfundzwanzig Jahre alt war, ihm und dem Bruder das Geheimnis, die Schuld, enthüllte, die ihn ſein Leben lang gedrückt hatte. Dieſe Enthüllung, auf die nach einigen Monaten der Tod des Vaters folgte, machte auf den Sohn einen unauslöſchlichen Eindruck und führte ihn in eine religiöſe Kriſe hinein, die nach Monaten zu einem inneren Durchbruch und zu einem innigen und perſönlichen Gottesverhältnis führte. Unter dem Eindruck der Verpflichtung dem Verſtorbenen gegenüber ſchloß er nun in ſehr kurzer Zeit ſein theologiſches Studium ab. Dieſes Studium hatte ihn ſo wenig intereſſiert, daß er zehn Jahre gebraucht hatte, um zu dieſem Ziel zu gelangen! Kein Wunder, daß der Vater ihn faſt als einen verlorenen Sohn und die luſtigen Gefährten ſeines Studentenlebens ihn als studiosus perpetuus betrachteten! Nun, da das treibende Motiv in Ordnung war, mußte auch die Theologie in der kürzeſt möglichen Zeit bewältigt werden. Bald darauf folgte ſeine Diſſertation, die aber nicht ein theologiſches Thema hatte, ſondern den Titel trug: „Ueber den Begriff der Ironie, mit ſtändiger Rückſicht auf Sokrates". Damit hatte Kierkegaard ſich alſo den Doktortitel geholt, und das blieb ſein

erſter und letzter Schritt auf der Bahn, die zu Ehre und Anſehen führt.

Einen Verſuch, noch einen Schritt auf dieſer Bahn zu tun, machte er allerdings ſehr bald, indem er ſich mit einem ſchönen, blutjungen Mädchen, der Tochter eines angeſehenen Mannes in Kopenhagen, verlobte. Dieſen Schritt nahm er aber wieder zurück, denn die Verlobung dauerte nicht einmal ein Jahr, und wurde dann von ſeiner Seite her aufgehoben. Das geſchah auf eine ſolche Weiſe, daß ſich der ganze Klatſch und das giftigſte Geſchwätz der kleinen Stadt über ſeinen Kopf ergoß; denn das damalige Kopenhagen war nur eine kleine Stadt und der Klatſch, ſowohl der private als der literariſche, war ihr Hauptintereſſe. Kierkegaard verteidigte ſich aber nicht mit einem Wort, trotzdem er gegen Klatſch unendlich empfindlich war. Seine Abſicht war es, das junge Mädchen „frei zu arbeiten", denn es hing an ihm mit einer rührenden Hingabe, und er meinte dieſen Zweck nur dadurch erreichen zu können, daß er ſich als einen gewiſſenloſen Menſchen darſtellte, der mit dem Mädchen nur hatte „pſychologiſch experimentieren" wollen. Auch wollte er verhindern, daß auch nur der geringſte Schatten auf ihren Namen fiele — eine aufgehobene Verlobung war in dem damaligen Kopenhagen eine weit mehr „ſkandalöſe" Sache als jetzt eine Eheſcheidung! Deshalb tat er ſein Möglichſtes, um den Schein und den Klatſch gegen *ſich* zu wenden — ſchrieb ſogar das „Tagebuch eines Verführers" — und verſchwand, als er es nicht länger aushalten konnte, für einige Wochen nach Berlin. Er konnte ja auch niemandem erzählen, daß der eigentliche Grund, weshalb er die Verlobung aufgehoben hatte, jene unglückliche Schwermut war, deren Gewalt über ſeine ganze Seele er immer ſtärker verſpürte, als die erſte Freude der Liebe vorüber war, und die ihm ein Daſein zu prophezeien ſchien, in welches er das lebensfriſche, heitere Mädchen nicht hineinziehen wollte, ſie, welche er bis zu ſeinem Tode liebte und der er unbedingt treu verblieb. Ihm war es beinahe wie Selbſtmord, dieſe einzige Glücksmöglichkeit von ſich ſtoßen zu müſſen, aber Kierkegaard lebte ſein ganzes Leben unter der abſoluten Verpflichtung gegen Gott und durch ihn gegen die Menſchen, und als die Stimme in ſeiner Seele geſagt hatte: „Du ſollſt ſie aufgeben!" ſo tat er es, obgleich es ihm unſagbar ſchwer war. Und als er gehorcht hatte, geſchah das Unerwartete, das, was er ſelbſt ſpäter immer als ein direktes Eingreifen Gottes in ſein Leben betrachtete, ein Mittel, wodurch Gott ihn für die Entſagung entſchädigen wollte: Die Quelle der Inſpiration brach in ſeiner Seele hervor. Die Trauer machte ihn zum Dichter und Schriftſteller. Und die Quelle verſandete nicht wieder — mehr als zehn Jahre lang war er ununterbrochen ſchriftſtelleriſch tätig. Die ganze erſte Hälfte ſeiner ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit, die äſthetiſchen und philoſophiſchen Arbeiten, „Entweder-Oder", „Stadien auf dem Lebenswege", „Die Wiederholung",

„Furcht und Zittern" — alle haben ſie denſelben Hintergrund, ſind demſelben Motive entſprungen: dem Wunſche, *ſie* verſtehen zu machen, daß er der Schuft doch nicht war, den der Klatſch und ſein eigener Verſuch, ſie „frei zu arbeiten" aus ihm gemacht hatte, und in allen dieſen Werken ſpürt man dieſelbe Wirkung der Kriſis: eine Vertiefung und Verinnerlichung ſeines religiöſen Lebens. Dieſe pſeudonymen Schriften begleitend fließt aber wie ein dünner, kleiner Bach die beginnende religiöſe Schriftſtellerei in Geſtalt der „Erbaulichen Reden", ein Bach, der dann ſpäter, als die religiöſe Kriſe durchgekämpft war, ſich in einen Fluß verwandeln ſollte, ſo ſtark, daß er die äſthetiſchen und philoſophiſchen Schriften ganz verdrängte. Den Uebergang zwiſchen dieſen beiden Stufen ſeiner Wirkſamkeit bilden die „Philoſophiſchen Brocken", ein kleines dünnes Heft, dem aber — echt Kierkegaardiſch! — ein ſtattlicher, dicker Band folgte, der den Titel trug: „Nachſchrift zu den philoſophiſchen Brocken". Mit dieſem Werk betrachtete Kierkegaard eigentlich ſelbſt ſeine ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit als abgeſchloſſen; ſie war ihm immer etwas Vorläufiges und er dachte ſich nicht die Möglichkeit, daß „das Dichteriſche" in ſeiner Seele anhalten würde. Es war nun ſeine Abſicht, ein Pfarramt auf dem Lande zu ſuchen, um dort ſein Leben in größter Stille zu verbringen.

Inzwiſchen war aber ſchon die nächſte entſcheidende Begebenheit ſeines Lebens eingetreten: ſein Zuſammenſtoß mit dem Witzblatt „Der Korſar", eine Begebenheit, die für ſein Leben eine nicht geringere Bedeutung bekommen ſollte als die aufgehobene Verlobung, und die ihm erſt recht die Berufung, *religiöſer* Schriftſteller zu ſein, verlieh. Denn ſie zwang ſein eigenes religiöſes Leben aus der Bahn heraus, in der es ſich bisher mit der alten kirchlichen Frömmigkeit, der Erbſchaft ſeines Vaters, bewegt hatte, und führte ihn zu der Erkenntnis, daß ſein bisheriges Chriſtentum etwas von der Meinung des *Neuen Teſtaments* über dieſe Dinge ganz Verſchiedenes war. Die darauf folgenden Jahre ſeines Lebens waren deshalb ganz von dem Suchen nach dem wirklichen Chriſtentum, dem „Chriſtentum des Neuen Teſtaments", erfüllt.

„Der Korſar", das von dem ſpäteren Schriftſteller Aaren Mei'r Goldſchmidt redigierte Witzblatt, übte in dieſem Zeitpunkt einen ungeheuer großen Einfluß auf ganz Kopenhagen aus. Man betrachtete es als einen Skandal, daß dieſes Blatt fortdauernd die Bewohner Kopenhagens terroriſieren durfte; es war gehaßt, gefürchtet — und geleſen von allen. Niemand wagte aber es anzugreifen, aus Furcht, er könnte ſelbſt angegriffen werden. Da unternahm Kierkegaard den Angriff. Er ſagt in ſeinem Tagebuch, daß man ihn oft aufgefordert hätte, das zu tun, daß ihm geſagt worden ſei, er könne es am beſten tun, weil er neben ſeiner unbeſtreitbaren Poſition als bekannter Schriftſteller ökonomiſch unabhängig war. Als er es aber getan hatte, als er

den Artikel geſchrieben hatte, der für das Witzblatt le commencement de la fin wurde, und als er damit das ganze Gewitter auf ſeinen Kopf gezogen hatte, da entdeckte er zu ſeiner unſagbaren Ueberraſchung und Enttäuſchung, daß er ganz allein war! Man lachte und amüſierte ſich über die Angriffe auf Kierkegaard, ganz wie man ſich über die Angriffe auf die anderen bekannten Männer der Zeit amüſiert hatte, man genoß die Lächerlichmachung ſeiner Geſtalt und ſeines Anzugs, die ungeſcheute Behandlung der aufgehobenen Verlobung, die von dem Witzblatte nicht geſchont wurde, aber niemand ſtellte ſich an ſeine Seite, niemand kam ihm zur Hilfe, auch nicht die, welche ihn zum Einſchreiten aufgefordert hatten. Und Kierkegaard hatte keine Ahnung gehabt von dem Umfang und der Wirkung des Gewitters, das er heraufbeſchwören ſollte. Er litt unendlich unter dem Lächerlichgemachtwerden, es war ihm ein faſt phyſiſches Leiden, ſo in eine komiſche Figur verwandelt zu werden, in eine Art halbverrücktes Straßenoriginal, dem die Gaſſenbuben „Endweder-Oder" nachriefen. Der Sieg, den er über den „Korſaren" gewann — denn das Witzblatt erhielt wirklich durch dieſe Kampagne den Todesſtoß und mußte bald darauf ſeine Wirkſamkeit einſtellen — war für Kierkegaard teuer erkauft. Dieſe Begebenheit bekam für ſein ganzes ſpäteres Leben eine durchgreifende Bedeutung und wurde recht eigentlich Urſache der neuen Wendung ſeiner ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit. Wie alle Begebenheiten im Leben dieſes Mannes, hatte auch dieſe Erfahrung eine tief eingreifende Wirkung auf ſein *religiöſes* Leben. Das Problem des unverſchuldeten Leidens fing an, ihn zu beſchäftigen und zwang nach und nach ſeine Gedanken in eine ganz neue Auffaſſung des Leidens und ganz beſonders deſſen Bedeutung für den Chriſten hinein. Der *leidende* Chriſtus fing an, alle ſeine Gedanken wie in einen Brennpunkt zu ſammeln. Schon in den Kindestagen hatte ſich das Bild des gekreuzigten Chriſtus unauslöſchlich ſeiner Seele eingeprägt. Nun tauchte dieſes Bild vor ihm wieder auf, und der leidende Heiland bekam in ſeinem religiöſen Leben einen Platz wie noch nie, nun da er aus eigener Erfahrung etwas davon wußte, was unverſchuldetes Leiden bedeute. Und dieſe ganze neue Auffaſſung verdichtete ſich ihm in den Satz: „*So* böſe iſt die Welt, ſo böſe ſind die Menſchen, daß ſie den Reinſten und Beſten, der unter ihnen gewandelt hat, kreuzigen *mußten*." „Leben und Walten der Liebe", das in die Zeit des Korſarenſtreites fällt, iſt noch ganz der Verherrlichung der Liebe Gottes, die die tragende Kraft ſeines Lebens war, geweiht; im nächſten Buch aber, im „Einübung im Chriſtentum", vielleicht dem mächtigſten aller ſeiner Werke, werden zum erſten Mal die Töne angeſchlagen, die in den folgenden Jahren immer ſtärker durchklingen ſollten, bis dieſe ganze Entwicklung in dem „Augenblick" und in dem Angriff auf die Kirche und ihr Chriſtentum kulminierte. Noch glaubte er doch daran, daß die Kirche und ihre Männer ſich würden bewegen laſſen, einzuſehen und

zuzugeben, daß das, was ſie verkündigten, ein geſchwächtes, verwäſſertes, verflachtes Chriſtentum ſei, etwas, was meilenweit vom Chriſtentum des Neuen Teſtaments entfernt ſei, und „Einübung im Chriſtentum" war als Warnungsruf gemeint, als eine mahnende Stimme, die die Schlafenden und Verirrten aufwecken und ſie auf die Gefahr, in welcher ſie ſchwebten, aufmerkſam machen ſollte. Denn Jeſus und ſeine Apoſtel forderten ja vor allem die Nachfolge — welcher heutige Menſch ließe es ſich aber auch nur im Traume einfallen, eine ſolche Aufforderung ernſt zu nehmen? Und nicht ohne Grund haben ſie Abſtand von einer ſolchen Zumutung genommen; denn will ein Menſch Ernſt mit der Nachfolge deſſen machen, der ſagte, daß, wer ihm folgen wolle, das Leben opfern müſſe, dann wird er erfahren, daß dieſe Worte nicht leer ſind, daß es wirklich ſein Leben gilt, und daß es dem Jünger nicht beſſer gehen wird, als es dem Meiſter gegangen iſt. Weil nämlich die Welt böſe iſt, *ſo* böſe, daß ſie Chriſtus kreuzigen *mußte*, muß ſie auch den haſſen und verfolgen, der ihm nachfolgen will, und das Martyrium wird das Los des Jüngers werden, ſo wie es das des Meiſters wurde. Vielleicht nicht gerade das blutige Martyrium, aber jedenfalls das unblutige, das in Mißverſtändnis, Haß und Verfolgung der Menſchen beſteht. Etwas davon hatte Kierkegaard ſchon ſelbſt erfahren; denn er betrachtete bis zu ſeinem Tod ſein Einſchreiten gegen das Witzblatt als eine der ſelbſtloſeſten Taten ſeines Lebens, und nichts hatte ſein Leben ſo ſehr mit Leiden gefüllt, nichts hatte ihn ſo ſehr von den Menſchen entfernt und ihn einſam gemacht als eben dieſe Tat. Es fehlte nur noch ein Tropfen in ſeinem Leidensbecher, um dieſe Auffaſſung des Chriſtentums in diejenige zu verwandeln, die ihn in den letzten Jahren ſeines Lebens beherrſchte: daß das Leiden das *Weſentliche*, das allein Wichtige im Leben eines Chriſten ſei, und daß der Menſch, deſſen Leben nicht auf irgend eine Weiſe ein Martyrium ſei, keinen Anſpruch darauf machen dürfe, „Chriſt" im hohen Sinn dieſes Wortes genannt zu werden. Mit dieſer Auffaſſung hat Kierkegaard aber über das Ziel geſchoſſen, er hat den Blick dafür verloren, daß das Zentrum des Chriſtentums, die Quelle, aus welcher es ſtrömt, die *Erlöſung* iſt, und daß es deshalb wohl Zeiten und Epochen geben kann, in welchen das Martyrium für den Chriſten unvermeidlich iſt, daß dies aber nicht der Wille Gottes oder Chriſti iſt, ſondern wegen der „Herzenshärtigkeit der Menſchen" geſchieht. Statt der Hoffnung des erſten Jahrhunderts, der ſieghaften Zuverſicht, daß Gott durch ſeine erlöſten und wiedergeborenen Kinder die Erde erlöſen und erobern und dadurch in ſein Reich verwandeln wolle, hat Kierkegaard die Märtyrerſtimmung des zweiten Jahrhunderts als das urſprüngliche Chriſtentum verſtanden. Durch dieſen Irrtum wurde er in den letzten Jahren ſeines Lebens in eine Enge getrieben, aus der er nicht wieder hinaus konnte, und der Tod wurde ihm deshalb immer mehr der Befreier von einem Leiden, das ſo groß

geworden war, daß er es nicht mehr zu tragen vermochte. Aus dieſer Auffaſſung vom Martyrium als dem Höchſten, dem Chriſtlichen im eigentlichen Sinne heraus, wiederholt er in den letzten Jahren immer wieder ſein Bekenntnis: „Ich bin kein Chriſt, ich bin nur ein Dichter! Ich weiß, was Chriſtentum iſt, und kann es dichteriſch Anderen darſtellen, aber als Chriſt *leben*, das Chriſtliche exiſtentiell verwirklichen, das kann ich nicht. Ich kann nicht Märtyrer werden, kann nicht das Kreuz bis zum Aeußerſten tragen. Das wage ich nicht, und deshalb darf ich mich keinen Chriſten nennen."

Der letzte Tropfen im Leidensbecher wurde ihm aber auch eingeſchenkt, und damit kam auch der Augenblick, da Kierkegaard exiſtentiell ausdrücken mußte, was Chriſtentum ihm war, der Augenblick, da er all ſeiner Angſt, allem „Furcht und Zittern" zum Trotz doch „in Charakter" als Chriſt auftreten mußte. Eine erſte Vorahnung bekam er ſchon im Jahre 1848, das ihm wegen des Krieges Geldverluſte brachte, und ihn den Augenblick entgegenſehen ließ, da das vom Vater geerbte Vermögen nicht mehr für ſeinen Lebensunterhalt genügen würde. Gleichzeitig begann die Rückenmarkskrankheit, an der er ſchon ſeit langem litt, ſich immer ſpürbarer zu machen. Mit dem Gedanken, daß er jung ſterben ſollte, war aber Kierkegaard vertraut. Das hatte er ſchon, als er fünfundzwanzigjährig Kenntnis von der Schuld des Vaters bekam, als Strafe Gottes über die ganze Familie betrachtet: ſie ſollte ausſterben und ganz vernichtet werden; die Kinder ſollten alle jung und ohne Nachkommen ſterben. Das Letzte erfüllte ſich: die Geſchwiſter Kierkegaards ſtarben alle, nur mit Ausnahme ſeines älteren Bruders, P. Chr. Kierkegaard, in jungen Jahren, und auch dieſer ſtarb ohne Nachkommen.

Auf den Tod hoffte deshalb Kierkegaard wie auf einen Befreier, der die Bürde von ſeinen Schultern heben ſollte, die er nicht länger zu tragen vermochte. Nichtsdeſtoweniger mußte er noch nach dem Jahre, das er aus verſchiedenen inneren Gründen für ſein Todesjahr gehalten hatte, neun Jahre leben. In dieſen Jahren wurde ihm das Leben vor allem durch die raſch zunehmenden ökonomiſchen Sorgen erſchwert, denn ſein Vermögen ſchmolz eilig zuſammen, und die verſchiedenen Verſuche, die er machte, um ſich eine Anſtellung zu verſchaffen, die ihm das tägliche Brot hätte ſichern können, mißlangen ihm. Pfarrer meinte er wegen der unglücklichen Schwermut nicht werden zu können — auch führte ihn ja ſeine ganze innere Entwicklung immer weiter vom „offiziellen Chriſtentum" weg. Für eine Anſtellung am „Paſtoralſeminar", die er eine Weile als Möglichkeit betrachtet hatte, wollte ihn Biſchof Münſter nicht empfehlen, weil er — mehr wohl als irgend ein anderer von Kierkegaards Zeitgenoſſen — verſtand, was in ihm gärte, und auch verſtand, daß dieſe Auffaſſung des Chriſtentums der ſeinigen ſo entgegengeſetzt wie nur möglich war, ja, daß ſie, wenn ſie durchdringen ſollte, den Boden unter ſeinen eigenen Füßen erſchüttern würde.

So lebte Kierkegaard noch einige Jahre in Angſt vor der Zukunft und in Armut, immer einſamer, immer mehr mit dem Gefühl, daß zwiſchen ihm und den Menſchen „Wahnſinn geſetzt ſei". Keiner der Verſuche, die er machte, um ſeine Zeit wachzurufen und ihr zu zeigen, daß zwiſchen ihrem angenehmen, gemütlichen, geſellſchaftlichen Chriſtentum, „dieſer milden Lehre mit den vielen Troſtgründen", und der Botſchaft Jeſu und der Apoſtel ein gähnender Abgrund beſtehe, weckte auch nur die geringſte Reſonanz. „Zur Selbſtprüfung", „Einübung im Chriſtentum", die „erbaulichen" und „chriſtlichen" Reden — alles war für die Zeit wie verſchwendet; ſeine Stimme war nur ein Ruf in der Wüſte. Und unter dem doppelten Druck der Angſt vor der Zukunft und des Wütens der ſchleichenden Krankheit in ſeinem Körper, verſtärkt durch die immer lauernde Schwermut und die abſolute Gleichgültigkeit ſeiner Zeitgenoſſen gegen die Botſchaft, die er zu bringen hatte, erreichte dann das Leiden in Kierkegaards Seele eine ſolche Höhe, daß es beinahe die Seele zerſprengte und durch den Angriff, den er in ſeinen letzten Monaten gegen die Kirche und das offizielle Chriſtentum richtete, ſich gewaltſam Luft machte. Immer ſtärker empfand Kierkegaard es ſo, daß Gott gerade *dies* von ihm forderte, gerade dies, wovor ihm am meiſten graute. Er hatte ja doch immer geglaubt, daß ihm dies Letzte erſpart werden ſollte, daß Gott nicht von ihm fordern würde, daß er „in Charakter" als Chriſt auftreten und ſeiner Zeit gewaltſam die Binde von den Augen reißen ſollte. Wie er ſich unter der Möglichkeit, das doch tun zu müſſen, gewunden hat, zeigen uns die Tagebücher, die immer wieder dieſelbe Frage behandeln: ob vielleicht doch Gott eben *dies* von ihm wolle, und ob das der Grund ſein könne, warum Gott die Bürde nicht von ſeinen Schultern nehme, ihm die Hilfe und Erquickung, nach der er ſich ſo unſagbar ſehnt, nicht ſchenke. In „Richtet ſelbſt" hat er ſeiner Zeit ihr Bild gezeigt, ſo wie es war, wenn die verdeckende Maske der Heuchelei und des Selbſtbetrugs weggenommen wurde. Zur Herausgabe dieſes Buches kam er aber nicht. Immer deutlicher fühlte er, daß er das, was nun geſagt werden mußte, nicht durch Bücher ſagen ſolle, ſondern ſo, daß er mit ſeiner ganzen Perſönlichkeit für das Geſagte eintrete. Der immer ſtärker werdende Druck, der auf ſeiner Seele laſtete, griff zuletzt auch ſein innerſtes Leben mit Gott an. Die Anfechtung, gegen welche ihn ſonſt ſein ſtarker Glaube an Gottes Liebe geſchützt hatte, nahte ſich immer häufiger, und indem er nach ſeiner Gewohnheit die ganze Schuld bei ſich ſelbſt ſuchte — ſein ganzes Leben war ja von der Ueberzeugung getragen, daß wir Gott gegenüber immer Unrecht haben, und daß dies *erfreulich* iſt —, empfand er es immer mehr ſo, daß Gott eben dies Aeußerſte von ihm forderte, daß dies die Aufgabe ſei, zu der er ganz beſonders berufen und für welche ſein ganzes Leben nur eine Vorbereitung geweſen ſei: daß er die Kirche und ihre Chriſtentums-Fäl-

ſchung angreifen *ſolle*, und wenn er in dieſem Punkte gehorcht hätte, würde Gott eingreifen und ihn ſterben laſſen und ſo für immer ſeinem Leiden ein Ende machen. Infolge dieſer Gedanken und auch infolge ſeiner ökonomiſchen Schwierigkeiten (er mußte ſeine Bücher auf eigene Koſten herausgeben!), hörte ſeine ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit mit dem Jahre 1852 ganz auf, während dafür die Tagebücher an Umfang zunahmen. Kierkegaard wartete nun auf ein Zeichen von Gott, das ihm deutlich zeigen würde, *was* er tun und *wie* und *wann* er es tun ſolle.

Dies Zeichen bekam er im Jahre 1854, als Profeſſor Martenſen in ſeiner Rede bei der Beerdigung des Biſchofs Münſter den verſtorbenen Biſchof in „die Kette der Wahrheitszeugen, die ſich von der Zeit der Apoſtel bis zu unſeren Tagen erſtreckt", hineinſtellte. Das war ein ſo ungeheures Mißverſtändnis, ja, eine Entſtellung der Wahrheit, daß Kierkegaard nicht länger ſchweigen konnte. In einem Artikel im „Vaterland" proteſtierte er gegen dieſe Plazierung des Biſchofs, und in ſeinem Tagebuch ſchrieb er charakteriſtiſch genug: „Martenſen hat doch eigentlich Münſter lächerlich gemacht!"

Sein Artikel wurde als perſönlicher Angriff auf den Verſtorbenen aufgefaßt, und als man vor den giftigſten Auslegungen ſowohl des Artikels als auch der Motive Kierkegaards nicht zurückſchreckte, waren für ihn damit die Würfel gefallen. In einer Reihe von Artikeln, teils im „Vaterland", teils in der von ihm ſelbſt herausgegebenen Flugſchrift „Der Augenblick", ſchüttete er nun über die Köpfe ſeiner Zeitgenoſſen ſeine ganze Verachtung über ihre Jämmerlichkeit, ihre Heuchelei und Chriſtentumsfälſchung und die Brotjagd der Pfarrer aus. Immer ſchwerer fielen die Schläge. Kierkegaard wurde wie vorwärts gepeitſcht durch den totalen Mangel an Verſtändnis für die Wahrheit deſſen, was er ſagte, und das Bewußtſein, im Dienſte einer höheren Macht zu ſtehen, ſowohl als die Ahnung, die ſchon faſt zum Wiſſen geworden war, daß ſeine Zeit kurz gemeſſen ſei, gab ſeinen Schlägen eine Kraft, die er rein menſchlich nicht hatte — er, der in den letzten Jahren vor jedem öffentlichen Auftreten zurückgeſchreckt war und einen Jakobskampf mit Gott gekämpft hatte, um dem, was ihm zu ſchwer ſchien, entgehen zu dürfen.

Mitten im Kampf geſchah dann das der Zeit Unerwartete, von Kierkegaard ſelbſt aber ſehnſüchtig Erſehnte und Erhoffte: der Tod meldete ſeine Ankunft. Er fiel eines Tages auf der Straße um, hilflos und gelähmt und wurde in das Krankenhaus gebracht. Seine Worte an die, welche ihn dort empfingen: „Ich bin hierher gekommen, um zu ſterben!", zeigen, daß er ſelbſt meinte, das Geſchehene ſei die Erfüllung ſeiner Erwartung, daß Gott ihn ſterben laſſen würde, wenn er ſein Werk getan hätte. Es erwartete ihn jedoch noch ein Leidensmonat, ehe der Tod ihn befreite. Die, welche ihn im Krankenhaus beſuchten, ſprachen von dem verklärten Licht in ſeinem Antlitz, das ihm den An-

ſchein gab, ſchon der anderen Welt zu gehören. Es war unmöglich, nicht zu ſehen, daß der Mann, der da lag und ſterben ſollte, eine Aufgabe von Gott gehabt hatte und daß er getan hatte, was ihm aufgetragen war.

Und ſo ſtarb Kierkegaard — den Tod des unblutigen Martyriums. Von ſeinem Vermögen war gerade noch ſo viel da, daß die Rechnung des Krankenhauſes und ſeine Beerdigung bezahlt werden konnten. Gott hatte ihn doch vor dem Schickſal bewahrt, vor dem es ihm ſo ſehr gegraut hatte: ein Gegenſtand des „Mitleids" und der „Barmherzigkeit" der Menſchen zu werden.

Auf ſeinem Grabſtein ſtehen, wie er es wünſchte, die Zeilen von Broſon:

Noch eine kleine Zeit
Dann iſt's gewonnen;
Dann iſt der ganze Streit
In Nichts zerronnen.
Dann darf ich laben mich
An Lebensbächen
Und ewig, ewiglich
Mit Jeſu ſprechen.

Julie Inger Hanſen.

Worte von Sören Kierkegaard.[1])

Ausgewählt von Johannes Tſcharner.

I.

Der Gedanke des Chriſtentums war: daß es alles verändern wolle. Das Reſultat, das Chriſtentum der „Chriſtenheit", iſt dies: daß alles, unbedingt alles, geblieben iſt, wie es war, nur daß alles den Namen „chriſtlich" angenommen hat, und ſo leben wir im Heidentum, oder vielmehr: wir leben in einem Heidentum, das mit Hilfe der Ewigkeit, mit Hilfe deſſen raffiniert iſt, daß ja das ganze chriſtlich iſt.

Verſuch es, nimm, was du willſt, und du wirſt ſehen: es trifft zu, was ich ſage.

Das Chriſtentum wollte Keuſchheit — alſo die Hurenhäuſer weg. Die wirklich eingetretene Veränderung iſt aber dieſe, daß die Hurenhäuſer blieben, ganz wie im Heidentum, daß die Liederlichkeit ſich noch ebenſo breit macht, nur haben wir jetzt „chriſtliche" Hurenhäuſer. Ein Kuppler iſt nun ein „chriſtlicher" Kuppler, er iſt genau

[1]) Er hat ſie vor 74 Jahren geſchrieben. Aber ſie ſind heute noch ſehr aktuell. Sie entſtammen alle ſeiner letzten Schrift: „Der Augenblick", welche nach dem Urteil von gewiſſen Gelehrten die *„gedankenärmſte"* unter ſeinen Schriften ſei. Vergleiche den ergreifenden Aufſatz „Schwermut und Anfechtung", im Märzheft der „Neuen Wege". J. Tſch.

ebenſo gut Chriſt wie wir anderen. Ihn von den Gnadenmitteln auszuſchließen, — „Gott bewahre", würde der Pfarrer ſagen, „wohin ſollte das führen, wenn wir einmal damit anfangen wollten, ein einziges bezahlendes Mitglied auszuſchließen!" . . . .

Das Chriſtentum wollte Ehrlichkeit und Redlichkeit, alſo muß jede Art von Betrügerei ein Ende nehmen. Dadurch wurde die wirkliche „Veränderung" bewirkt, daß das Betrügen genau ſo fortgeht, wie im Heidentum (jeder Chriſt betrügt in ſeinem Handwerk!), nur daß die Betrügerei das Prädikat „chriſtlich" annahm, zu einer „chriſtlichen" Prellerei wurde, und der Pfarrer ſpendet ſeinen Segen über dieſe chriſtliche Geſellſchaft, dieſen chriſtlichen Staat, in dem man betrügt wie im Heidentum . . .

Das Chriſtentum wollte Ernſt ins Leben bringen und eitles Anſehen, eitle Ehre entwerten, — deshalb blieb alles, wie es war, nur daß man das Prädikat „chriſtlich" beifügte. Die Spielerei mit den Orden, mit den Titeln und Rangſtufen u. ſ. f. wurde chriſtlich, — und . . . der Pfarrer ſelbſt iſt ſo gottfroh, wenn er mit dem — „Kreuz" dekoriert wird. Mit dem Kreuz. Ja, in dem Chriſtentum der „Chriſtenheit" iſt das Kreuz das genaue Pendant zu Steckenpferd und Trompete des Kindes . . . (Vergleiche heutzutage damit: die Feldprediger und Kriegstheologen. J. Tſch.)

II.

Wie wird etwas Entſcheidendes angebracht?

(Auf die Gegenwart angewendet: Der entſchiedenſte Kampf für den Frieden iſt heute die Dienſtverweigerung. J. Tſch.)

Daß man einen entſcheidenden Gedanken anbringe, was doch die Aufgabe iſt, das läßt ſich nicht auf dieſelbe Weiſe machen, wie alles andere; und wenn nun zugleich das Unglück unſerer Zeit juſt dies „bis zu einem gewiſſen Grade" iſt, wenn ſie bis zu einem gewiſſen Grade auf alles eingeht und eben hierin ihre Krankheit beſteht: ſo muß vor allem darauf Bedacht genommen werden, daß ſie womöglich nicht auch bis zu einem gewiſſen Grade auf die Sache eingeht, weil hierdurch alles verloren iſt .. .

Und glaube mir: ich kenne den Schaden unſerer Zeit nur allzu gut: daß er in der Charakterloſigkeit beſteht, in dem „bis zu einem gewiſſen Grade" . . . So fürchtet ein entſcheidender Gedanke unbedingt jede Berührung mit dem „bis zu einem gewiſſen Grade". Das verſtehe ich, — ſollte ich das nicht verſtehen, ich, den alle, den ſelbſt die Kinder auf der Straße unter dem Namen kennen: „Entweder — Oder?"

. . . . Jeder Offizier aus des Königs perſönlicher Umgebung trägt eine Auszeichnung, die ihn kenntlich macht; ſo waren alle wahren Diener des Chriſtentums durch das Entweder — Oder gezeichnet, durch den Ausdruck der Majeſtät, oder den Ausdruck dafür, daß man

vor der göttlichen Majeſtät ſteht. Alles, was bloß bis zu einem gewiſſen Grade iſt, hat nicht dem Chriſtentum gedient, ſondern vielleicht ſich ſelbſt; es kann alſo, wenn es redlich ſein will, nie eine andere Uniform tragen wollen als höchſtens die des Königs; denn für Gottes Diener iſt die Uniform nur dies: „Entweder — Oder."

III.

Was iſt das Chriſtentum des Neuen Teſtaments?

Es iſt die leidende Wahrheit. In dieſer mittelmäßigen, jämmerlichen, ſündigen, argen, gottloſen Welt muß „nach der Lehre des Chriſtentums" die Wahrheit leiden; darum iſt das Chriſtentum die leidende Wahrheit, weil es die Wahrheit iſt und in dieſer Welt iſt.

Für dieſes Chriſtentum litt darum ſein Stifter nicht bloß den Tod am Kreuz, ſondern ſein ganzes Leben war von Anfang bis zuletzt Leiden; für dasſelbe litt der Apoſtel, ebenſo der Wahrheitszeuge. Und nur *eines* verlangte der Heiland, und dasſelbe verlangte nach ihm wieder der Apoſtel, der Wahrheitszeuge, als das einzige: *die Nachfolge* . . . Was aber Chriſtus, der Apoſtel, jeder Wahrheitszeuge als das einzige verlangt, die Nachfolge, ſie iſt das einzige, wofür das Menſchengeſchlecht weder Luſt noch Geſchmack hat.

IV.

Der Profeſſor. [1])

. . . Es fehlte bloß noch, daß auf Golgatha ein Profeſſor zur Stelle geweſen wäre, der ſich flugs als Profeſſor niedergelaſſen hätte — in der Theologie? Ja, die Theologie war ja damals noch nicht aufgekommen, ſodaß es damals ganz klar geweſen wäre, daß er, wenn er in etwas Profeſſor werden ſollte, es darin ſein mußte, daß Chriſtus gekreuzigt wurde. Alſo darin Profeſſor, daß ein anderer totgeſchlagen wird.

Es könnte recht kurios ſein, einen ſolchen Profeſſor den ganzen Feldzug mitmachen zu laſſen. Er ward alſo darin Profeſſor, daß Chriſtus gekreuzigt wurde. Dann fingen die Apoſtel an, Petrus und Jakobus wurden vor den Rat geſtellt und darauf geſtäupt — flugs wird daraus ein neuer Paragraph, und der Profeſſor wird noch am ſelben Tage darin Profeſſor, daß Petrus und Jakobus geſtäupt wurden. Der Rat verbietet darauf den Apoſteln, Chriſtus zu verkündigen. Aber was tun die Apoſtel? Die laſſen ſich nicht ſtören, ſondern fahren mit der Verkündigung fort — denn „man muß Gott mehr fürchten als die Menſchen" — und der Profeſſor läßt ſich auch nicht ſtören, er wird darin Profeſſor, daß Petrus und Jakobus, ungeachtet ſie geſtäupt waren, ſich doch nicht abhalten ließen, die Wahrheit zu

[1]) Ein Beitrag zum Thema „Theologie". Das Wort geht natürlich nicht bloß gegen die Profeſſoren der Theologie. Man überſetze es etwa mit: „Der Zuſchauer" oder ähnlich. D. Red.

verkündigen — denn ein Profeſſor muß den neuen Paragraphen mehr als Gott und die Wahrheit lieben.

„Der Profeſſor" geht beſtändig mit — das iſt ja auch das Stichwort für den Profeſſor, mitzugehen, mit der Zeit zu gehen, dagegen nicht: nachzufolgen, Chriſto nachzufolgen. Angenommen, es hätte zur ſelben Zeit einen theologiſchen Profeſſor gegeben (damals, als die Theologie noch nicht aufgekommen war), ſo könnte man die Geſchichte der Apoſtel durchgehen und ſich jedesmal orientieren, worin er nun Profeſſor war.

Dann endete es damit, daß der Apoſtel gekreuzigt und der Profeſſor darin Profeſſor wurde, daß der Apoſtel gekreuzigt wurde. Darauf ging endlich der Profeſſor mit einem ruhigen und ſtillen Tode ab.

Sieh, auf dieſe Weiſe kann man mit all dieſer Wiſſenſchaftlichkeit ein Ende machen, wenn ſie allzu wichtig und anſpruchsvoll wird: man bemächtigt ſich des Profeſſors und ſetzt ihn hinaus, bis hier Einräumungen gemacht werden — und dann kann das ganze Beſtehende gern beſtehen.

Uebrigens iſt der theologiſche Profeſſor ein point de vue in der Chriſtenheit, man kann daran, wie über „den Profeſſor" geurteilt wird, den ſtatus in der Chriſtenheit und das Urteil über das Chriſtentum ſehen.

(Fortſetzung folgt.)

Berichte

Der 5. Kongreß der religiöſen Sozialiſten Deutſchlands

hat vom 1. bis 4. Auguſt dieſes Jahres in Stuttgart ſtattgefunden. Ich hatte die Freude, ihn größtenteils mitzuerleben.

Pfr. Eckert, Mannheim, eröffnete den Kongreß mit eindrucksvollen Worten, die bereits in ſcharfer Formulierung das Wollen der religiöſen Sozialiſten ausſprachen. „Unſer Kongreß iſt eine Zuſammenkunft von Sozialiſten, er hat nichts Gemeinſames mit den ſozialreformeriſchen Tagungen der bürgerlich-chriſtlichen Kreiſe ... Wir ſind als Sozialiſten der Meinung, daß dieſe Nöte und Kriſen der Gegenwart nicht durch wohlwollende Reförmchen und idealiſtiſche Redensarten überwunden werden können, ſondern allein durch eine radikale Umgeſtaltung der heutigen Wirtſchaft und Geſellſchaft im Sinne des Sozialismus. Wir wiſſen aber auch, daß die ſich ankündigende ſozialiſtiſche Wirtſchafts- und Geſellſchaftsordnung eine neue, ſie von Innen her begründende und erfüllende Geſinnung verlangt, ſoll ſie Wirklichkeit werden."

Dieſe Grundgedanken wurden in dem Referat von Prof. D. *Georg Wünſch,* Marburg, mit großer Klarheit und Tiefe ausgeführt und zugleich in einer Form, die auch einfachen Menſchen verſtändlich war (was bei einem Profeſſor der Theologie rühmend erwähnt zu werden verdient). Wir können hier die Fülle treffender Erkenntniſſe, die das Referat enthielt, nur andeuten und verweiſen im übrigen aus Heft 5, 1930 der „Zeitſchrift für Religion und Sozialismus", wo das Referat abgedruckt iſt. Im Folgenden die leitenden Gedanken:

Der Ausdruck „religiöſer Sozialismus“ iſt mißverſtändlich. Es handelt ſich darum, daß es religiöſe Sozialiſten gibt, d. h. ſolche, die den Sozialismus religiös begreifen, d. h. als Willen Gottes in der Gegenwart erkennen. Wo und wie wird der Wille Gottes erkannt? Das iſt die eine große Frage des Menſchen. „Man hat ſchon viel darüber nachgedacht, wo der Wille Gottes zu finden ſei: man hat geglaubt, im Bibelwort oder im Dogma der Kirche, oder im Wort des beamteten Geiſtlichen.“ Wünſch gibt die Antwort: die Quelle der Erkenntnis des Willens Gottes iſt „die Welt ſelber, in der wir leben; allerdings nicht die Welt, wie ſie iſt, ſondern die Welt, wie ſie in beſtändiger Bewegung über ſich hinaustreibt“. „Was Gottes Wille iſt, und worin wir den Sinn unſeres Lebens treffen, das iſt nur zu finden im Gehorſam gegen die Aufgabe der Gegenwart. Das zeigt ſich in der Aufmerkſamkeit und Hellhörigkeit für die Stimme Gottes in der Geſchichte, die Gericht iſt über das dem Tod Verfallene und die Zukunft kommen heißt.“ Daß die Kirche dieſe ihre größte Aufgabe verfehlt und dieſe Hellhörigkeit nicht beſitzt, ſondern „ihr Leben erſtickt in der Erhaltung alt-ehrwürdiger Formen und in der Sicherung ihrer formalen Macht, nicht zuletzt ihrer finanziellen Baſis,“ das liegt vor aller Augen. Wünſch ſcheut — mit Recht — nicht davor zurück, dieſe Haltung der Kirche geſchichtsmaterialiſtiſch zu erklären.

Wo aber wird der Wille Gottes in der Gegenwart erkannt? „Die Gegenwart und ihre Nöte werden verſtanden nur von Menſchen, die unter ihr leiden: in erſter Linie von der proletariſchen Arbeiterſchaft; darum iſt ſie Trägerin der geſchichtlichen Zukunft, darum Werkzeug des Willens Gottes in der Gegenwart zur Fortführung der Geſchichte.“ „Darum muß das Proletariat mit Hilfe ſeiner durch das Leiden geſchärften Hellhörigkeit für die Gegenwart die Kirche und ihre Verkündigung beſtimmen und tragen.“ Die Aufgabe der religiöſen Sozialiſten aber iſt es, dafür zu arbeiten, „daß das Proletariat für die Kirche aktiviert werde (was aber nicht oberflächlich-organiſatoriſch gemeint iſt), und helfe, daß ſie ihre ewigkeitsbeſtimmte Aufgabe wieder finde. Die Aufgabe der religiöſen Sozialiſten iſt alſo eine religiöſe, keine politiſche. Sie wollen „die Kirche wieder zu *ihrer* Aufgabe befähigen“ und zwar „nicht durch fertige Programme, ſondern durch lebendige Menſchen, die durch ihre Lebenslage dazu berufen ſind, ſchärfer, realiſtiſcher zu ſehen, was Gott als Gebot der Stunde von ſeiner Kirche fordert“. Die religiöſen Sozialiſten denken darum nicht daran, aus der Kirche auszutreten, ſie betrachten ſich auch nicht als ein Fremdkörper oder eine Sekte in der Kirche, ſondern als die wahre Kirche der Gegenwart, alſo durchaus keine defenſive, ſondern eine im ſtarken Bewußtſein des Rechtes agreſſive Haltung innerhalb der Kirche.

Die andere Hälfte der Aufgabe der religiöſen Sozialiſten iſt die Aufgabe innerhalb der proletariſchen Arbeiterſchaft. Der Kirche und ihrem Nichtverſtehen des geſchichtlichen Schöpfungsprozeſſes wird der Marxismus mit ſeinem aufmerkenden Hinhören auf den in der Geſchichte ſich durchdringenden Willen entgegengeſtellt. Aber der ſozialiſtiſchen Arbeiterſchaft iſt zu ſagen, daß die Wirklichkeit, die der Marxismus allein gelten läßt, nicht die ganze Wirklichkeit iſt. Das Reſſentiment, aus dem heraus die Arbeiterſchaft die Religion ablehnt, iſt reſtlos zu begreifen, aber dieſe Ablehnung iſt letzten Endes nicht „objektiv ſinnhaft‘. „Auch das was wir Ewigkeit nennen, iſt echte, unausweichliche Wirklichkeit... Dieſe Wirklichkeit zu verleugnen oder höhniſch zu verachten, bedeutet (auch wenn wir dem zyniſchen Nihilismus, dem die Arbeiterſchaft in Folge der Heuchelei der offiziellen Religion und Moral weithin verfallen iſt, durchaus begreifen) eine Entleerung und Verarmung des menſchlichen Daſeins, die Mißachtung des wichtigſten Teils unſerer Daſeinswirklichkeit.“ Und nicht nur das Sein, ſondern auch unſer Handeln muß ſchließlich nach einem ewigen Sinn fragen. „Die Frage nach dem Sinn wirft die Verantwortung vor der Ewigkeit auf, und erſt wenn ich dieſer Verantwortung gerecht werde, gibt es ſo etwas wie ein gutes Gewiſſen, gibt es dann auch die unbeugſame Willenskraft, die das gute Gewiſſen in dieſer Ewigkeitsverantwortung bedeutet. Man iſt dann Sozialiſt, nicht nur weil der Hunger treibt, nicht nur weil die Klaſſenlage dazu zwingt, ſondern weil der ewige Schöpfer dieſen Kampf auf-

erlegt, und ich dieſen Kampf auch auf dem Totenbett verantworten kann, weil ich in dieſem Kampf das Gebot erfülle: du ſollſt lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen und deinen Nächſten wie dich ſelbſt."

Darum wird durch die Wiederbelebung religiöſer Verantwortung niemals die Energie des ſozialiſtiſchen Kampfes gelähmt werden, im Gegenteil: „die Verantwortung vor Gott ſchärft und ſtärkt gerade die Stoßkraft des ſozialiſtiſchen Kampfes". „Wenn das Spießbürgertum das Chriſtentum verſpießert hat, ſo iſt damit gerade nicht geſagt, daß das echte Chriſtentum auch den Sozialismus verſpießern müßte, im Gegenteil gibt es der ſozialiſtiſchen Bewegung die Schärfe der Verantwortung in ſolchen Situationen, wo die Klaſſenlage nicht mehr Kraft genug hat, zum Opfer im ſozialiſtiſchen Kampf aufzurufen."

Wir haben die Hauptgedanken des Referates von Profeſſor Wünſch ausführlicher dargeſtellt, weil in ihnen die Grundauffaſſungen der religiöſen Sozialiſten Deutſchlands zum Ausdruck gebracht ſind. Sie ſind auch in den andern Referaten wiedergekehrt.

Eine große Freude war uns auch der Vortrag von *Heinrich Mertens*, Köln, dem Führer der katholiſchen Sozialiſten. Seine Begründung der Poſition des katholiſchen Sozialiſten war von außergewöhnlicher Denkkraft und Feinheit. Man ſpürte das Ringen eines Menſchen, der von dem „ewigen Recht der Kirche" ebenſo tief durchdrungen iſt wie von dem „zeitlichen Recht des Sozialismus". Wer den Gedankengang näher kennen lernen will, ſei verwieſen auf Heft 1, Jahrgang 1930 der „Zeitſchrift für Religion und Sozialismus", wo ein Referat von Heinrich Mertens abgedruckt iſt, das im Weſentlichen mit den in Stuttgart geäußerten Gedanken übereinſtimmt.

Am 2. Tag des Kongreſſes ſprach Pfarrer *Aurel v. Jüchen* (ſtellvertretend für den erkrankten Pfarrer Fuchs, Eiſenach) über das Thema: Der Faſchismus eine Gefahr für das Chriſtentum. In tiefer und originaler Art hat der Referent den Faſchismus dargeſtellt und die geiſtigen Kräfte zu ſeiner Ueberwindung gezeigt. Wer das Referat in Heft 5 des laufenden Jahrgangs der „Zeitſchrift für Religion und Sozialismus" nachlieſt, wird großen Gewinn davon haben. Die Diskuſſion, die ſich an dieſes Referat anſchloß, war begreiflicherweiſe beſonders aktuell. Es kamen darin die Dinge zur Sprache, an die wir Neutrale unwillkürlich immer denken müſſen, wenn wir bei einem Volk zu Gaſte ſind, das den Krieg erlitten hat. Wir können die Menſchen nicht anſchauen ohne an das zu denken, das hinter ihnen liegt, und uns zu fragen, wie ſie es ertragen haben. Was für einen Kampf unſere Freunde in Deutſchland zu kämpfen haben, können wir uns ausdenken, wenn ein Diskuſſionsredner aus der Frontgeneration ungefähr das Folgende ausführen konnte: Noch nie war die Kirche ſo militärſelig wie jetzt, nicht einmal vor dem Krieg. Vor dem Krieg da hieß es freilich „Thron und Altar", da war allerdings Treitſchkegeiſt, Bismarckgeiſt unter den Paſtoren. Aber es beſtand trotzdem in bürgerlichen Kreiſen eine leiſe kritiſche Haltung, eine gewiſſe Ironie gegen das Militär. Es wurde Kritik geübt an dem verſumpften Garniſonsleben. Auf Kanzeln iſt ſogar von liberalen Theologen vor der Unzucht in den Kaſernen gewarnt worden. Bei allem naiven Militarismus wurde ſolches doch geſagt. Heute: es iſt nicht die leiſeſte Kritik erlaubt. Das im Vergleich zur Wirklichkeit harmloſe Buch von Remarque hat gerade in kirchlichen Kreiſen einen Sturm der Entrüſtung ausgelöſt. Die Schweinerei der Etappenproſtitution, das alles iſt nicht geweſen. An den vielen Gedächtnisfeiern werden die Toten heraufbeſchworen, um neuen Haßgeiſt zu züchten. Die Sedanfeiern waren harmlos, die Volkstrauertage ſind Hetztage. Wir haben den neuen Typ des Stahlhelmpfarrers. Die Theologie aber in ihrer fabelhaften Fähigkeit, geiſtreich das verhängnisvoll Unnötige zu ſagen, ſagt: wir müſſen den Militarismus mit einer energiſchen, den Pazifismus mit einer freundlichen Gebärde uns vom Leibe halten. (K. Barth.) Man verlangt Heimatrecht für den „Stahlhelm" in der Kirche; ſeine Fahnen ſollen beim Altar aufgeſtellt werden dürfen, weil er „chriſtlich" ſei.

Am Sonntag, den 3. Auguſt, hätte Pfarrer Eckert in einer Stuttgarter Kirche

predigen ſollen, aber Gemeindekirchenrat und Oberkirchenrat verweigerten ihm die Kanzel. An ſeiner Stelle hat ein anderer, offenbar weniger kompromittierter Geſinnungsgenoſſe, Pfarrer *Weitbrecht*, in ſeiner Art gepredigt.

Der 4. Aug. brachte Referate von *Schenkel* und *Göring* über „Sozialpolitik und Sozialverſicherung als Forderung chriſtlicher Sittlichkeit". Ich konnte ſie leider nicht mehr hören, möchte aber nachdrücklich auf dieſe gründlichen Arbeiten verweiſen. Sie ſind am gleichen Orte abgedruckt wie die Referate Wünſch und von Jüchen.

Ich wollte mit dieſem Bericht lediglich meiner Dankbarkeit Ausdruck geben für das, was ich in Stuttgart bekam und meiner Freude über dieſe lebendige religiös-ſozialiſtiſche Bewegung, die in Deutſchland ſeit zehn Jahren eingeſetzt hat. Sie iſt in ihrer Sprache und Formulierung oft anders als die ſchweizeriſche Bewegung, anders auch in der Art ihres Kampfes. Aber viel ſtärker als dieſe Andersartigkeit habe ich die Einigkeit unſeres gemeinſamen Wollens gefühlt.

P. Trautvetter.

Congrès des socialistes religieux.

Les 20 et 21 septembre, des congressistes venus de toutes les régions du pays romand étaient reçus par le groupe de socialistes chrétiens de Lausanne.

Rédemption sociale: ces deux mots, titre de la conférence publique organisée le samedi soir, expriment magnifiquement le programme de ces groupes, de ces personnalités, toujours plus nombreuses en Europe, qui recherchent aussi bien le salut de la Société que le salut individuel.

Leurs méthodes? Elles sont variées. On a pu s'en rendre compte pendant ces deux journées. S'ils cherchent d'une part à faire pénétrer la compréhension des problèmes économiques dans les milieux religieux, ils collaborent aussi avec le parti socialiste qui lutte pour la justice sociale.

Les congressistes eurent le privilège de présenter au public lausannois leur camarade S. Brognier, ancien ouvrier mineur, aujourd'hui échevin de Farciennes (Belgique), personnalité vigoureuse et sympathique, vivant exemple de ce que peut obtenir un chrétien décidé, — force de droiture et de moralité — au sein du parti socialiste.

Mais un autre travail doit aller de pair avec la lutte politique: le travail d'éducation. C'est la tâche préférée des socialistes religieux qui, en Suisse comme en Allemagne, en Hollande, en France, en Angleterre, en Autriche, ont leurs écoles du dimanche, leurs séminaires, leurs cours d'été. Citons à ce sujet l'exposé du pasteur Lauterburg (Saanen) qui, dans la conférence publique du samedi, évoqua le foyer de vie spirituelle, de pensée réfléchie, qu'est devenue une vallée des Alpes où pasteurs et laïques collaborent, initiant la jeunesse à l'art et à la vraie grandeur.

Education des chefs, des masses, éducation aussi des races moins évoluées. Un des évènements du congrès était la présence du missionaire Alexandre Jaques, qui apportait l'écho vibrant des aspirations de la race noire à plus de justice. Pour plusieurs, cet exposé fut une rélévation de la portée des missions chrétiennes.

La guerre et la préparation de la guerre sont parmi les plus grands obstacles à la marche en avant de l'humanité. Les socialistes chrétiens, pacifistes fervents, sont des adversaires irréductibles des armements, et des partisans décidés du Service Civil. Ayant entendu le rapport du Dr. Châtenay sur le Service Civil au Sud de la France, devant les résultats inespérés de cette entreprise à laquelle ont collaboré 254 volontaires de 16 nations diverses, l'assemblée vota les deux résolutions suivantes:

I. „Après les étapes successives d'Esne près Verdun en 1920, des Ormonts et de Someo en 1924, d'Almens et de Feldis en 1926, 1927 et 1929, du Liechtenstein en 1928, le Service Civil a remporté une nouvelle victoire en 1930, au profit des populations inondées de la France.

„En étendant l'atmosphère de confiance indispensable au désarmement moral,

en développant la fraternité individuelle et internationale, le Service Civil devient le vrai messager et un garant de la Paix.

„Il importe donc d'en propager l'idée et la réalisation en tous lieux et en toutes circonstances. Mais il importe avant tout que la loi l'applique aux Réfractaires qui expient encore par la prison et la privation de leurs droits civiques le refus de transiger avec leur conscience."

II. „La Fédération romande des socialistes religieux proteste avec une grande énergie contre l'augmentation projetée des crédits militaires suisses pour 1931, et invite chaqun de ses membres à agir suivant sa conscience pour que la Suisse ne donne pas l'exemple de la course aux armements."

La vie intérieure, à laquelle les socialistes religieux attribuent une grande importance, eut sa place au congrès. Une „méditation" d'Edmond Privat, d'une grande élévation, de très belle musique spirituelle, l'atmosphère fraternelle qui, malgré la diversité des tempéraments et des idées représentées, ne cessa de régner, — tout fit de ces journées quelque chose de bienfaisant.

Pour succéder à M. Henri Pidoux, sortant de charge, l'assemblée désigna le professeur Pierre Raymond comme président de la Fédération romande des socialistes religieux. *H. Monastier.*

Der Zivildienſt in Südfrankreich.

Ueber den Zivildienſt in Südfrankreich iſt uns folgender Bericht zugekommen:

Albefeuille-Lagarde, den 14. Auguſt 1930.

Lieber Freund,

Pierre Cereſole fühlt Gewiſſensregungen, daß Sie bis jetzt ſo gar keine Nachricht über den Verlauf unſeres Hilfsdienſtes hier erhalten haben. Er hat mich beauftragt, dieſes nun nachzuholen. Zürnen Sie ihm bitte dieſes Säumen nicht, entſpringt es doch nur dem Umſtande, daß Freund P. Cereſole von den Aufgaben, die der Dienſt und ſeine Führung ihm ſtellt, völlig in Beſchlag genommen iſt.

Mit deſto größerer Freude kann ich Ihnen daher auch vom guten Fortſchritt der Arbeiten hier berichten.

Trotz der Schwere und beſonders der Gefährlichkeit der Arbeit iſt ſeit ihrem Beginn bis heute ſchon recht viel geleiſtet worden. Dieſes wird allgemein anerkannt.

Ueber die Größe der Kataſtrophe ſind Sie ja wohl im Allgemeinen unterrichtet, und doch muß ich ſagen, daß ſie bei Augenſcheinnahme einen überwältigt. Immer wieder beſchleicht einen das Grauen, wenn man die Waſſerhochſtandsmarken, wie ſie die Landſchaft zeigt, betrachtet. Iſt ein ſolches Anwachſen des Waſſers wirklich möglich, frägt man ſich.

Der Waſſerſpiegel des Fluſſes liegt normaler Weiſe zwiſchen hohen Ufern; nach den erwähnten Merkmalen muß der Fluß bis 12 Meter geſtiegen ſein. Schon wenn man bei der Anreiſe in das Bereich des Ueberſchwemmungsgebietes kommt und ſieht die erſten von der Flut zerſtörten Gebäudekomplexe, wie ſie in der Mitte nach innen zuſammengeſtürzt ſind, wird man überraſcht.

So ganz anders als in Liechtenſtein. Dort überwiegend Kulturſchaden, hier Gebäudeſchäden von größtem Ausmaße. Die Verwendung von ungebrannten, nur an der Sonne getrockneten Backſteinen war das Verhängnis. Die Innenmauern löſten ſich im Waſſer auf wie ein Stück Zucker, das ſchwere Hohlziegeldach ſtürzte in das Hausinnere, alles unter ſich begrabend. Alle Mauern, die mit gebrannten Ziegeln, oder aus ſonſtigem feſten Material gebaut ſind, blieben erhalten.

Die größten Gefahren der Arbeit liegen nun gerade im Niederlegen der noch ſtehenden Mauerreſte. Kein Fachmann würde ſehen, daß unſer Dachkommando aus ungelernten Arbeitern beſteht, eine ſolche Fertigkeit und Technik haben ſich dieſe Freunde ſchon angeeignet. Die ſchwerſten Arbeiten werden ſpielend überwältigt. Mit verſchwindend wenig Ausnahmen ſind die Freiwilligen arbeitsluſtig und fleißig. Dabei vorſichtig und überlegt.

Die Dächer beſtehen aus Hohlziegeln, die bei uns zumeiſt nur für die Dachfirſte verwendet werden. Unter dieſen Ziegeln haben nun Weſpen ihre Neſter gebaut und wehren ſich bei Abnahme der Ziegel gegen die Zerſtörung ihrer Wohnungen durch Stiche, ohne jede Rückſicht gegen die aktiven Pazifiſten. Solche Ueberfälle, wenn man ihnen auf morſchen Dachbalken in Höhe von einigen Metern ausgeſetzt iſt, dürfen einem buchſtäblich nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Tatſächlich ſteht unſere Arbeit unter beſonderem Schutze, bis heute iſt kein ernſtlicher Unfall vorgekommen. Ein Sturz von mehreren Metern Höhe blieb ohne Folgen. Kleinere Verletzungen kommen ja vor, haben wir doch mit ſchweren Balken und Steinen zu ſchaffen, und ſtößt man überall auf roſtige Nägel.

Das Zuſammenleben iſt ein harmoniſches. Es wird viel geſungen. Ebenſo muſiziert. Geigen- und Lautenſpiel erfreuen die Freunde in der Freizeit. Von Beginn des Dienſtes bis heute war die Beteiligung folgende:

213 Freiwillige, einſchließlich 23 Schweſtern.

Nach Nationen: 105 Schweizer; 41 Deutſche; 29 Engländer; 11 Franzoſen; 9 Oeſterreicher; 6 Holländer; 2 Nordamerikaner; 2 Italiener; 1 Belgier; 1 Bulgare; 1 Ungarn; 1 Indier (Engl.); 1 Norweger; 1 Rumäne; 1 Ruſſe; 1 Tſchecho-Slovake.

Nach Berufen: 81 Studenten; 44 Arbeiter; 24 Lehrer; 7 Profeſſoren; 13 Büroangeſtellte; 3 Funktionäre; 4 Kaufleute; 6 Pfarrer; 2 Aerzte; 2 Architekten; 2 Journaliſten, 3 Ingenieure; 1 Chemiker; 1 Gärtner.

Die Schweſtern: 7 Lehrerinnen; 1 Profeſſorin; 6 Hausfrauen; 1 Kleidermacherin; 1 Kindergärtnerin; 2 Studentinnen; 1 Künſtlerin; 4 ohne Beruf.

Mit der Bevölkerung, einem aufgeſchloſſenen liebenswürdigen Volke, iſt das Einvernehmen das beſte.

Letzten Samstag, den 9. Auguſt, hatten wir im Schloßparke eine Zuſammenkunft mit den Gemeindeangehörigen. Dieſe war gut beſucht. Die lieben Leute brachten ſogar ihre Kinder mit. Unſer gemiſchter internationaler Chor brachte einige Lieder in verſchiedenen Sprachen zum Vortrag. Dann trug unſer lieber Freund und Führer P. Cereſole in ſchlichten Worten den Zweck und die Ziele des freiwilligen Hilfsdienſtes den Leuten vor. Die Antwort des Bürgermeiſters bewies, daß er, und wohl mit ihm auch die übrigen Gemeindeangehörigen, die Ausführungen verſtanden hatten.

Die Arbeiten werden wohl noch einige Wochen in Anſpruch nehmen. Die Zahl der Freunde, die bis jetzt im höchſt 95 Perſonen betrug, ſinkt mit Schluß der Schul- und Arbeitsferien naturgemäß. Es iſt jedoch erfreulich, daß mehrere Freunde bis zum Schluſſe bleiben wollen, ſodaß, was ſehr weſentlich iſt, ein kleiner feſter Stamm der Sache den nötigen Halt gibt. Unerfreulich iſt, daß die franzöſiſchen Eiſenbahnen bis heute noch keine Preisermäßigung zugeſagt haben. Die franzöſiſchen Freunde haben ſich alle Mühe gegeben, und die Behörden in Montauban, nachdem ſie ſahen, was die Freiwilligen an Arbeit leiſteten, gaben die beſten Empfehlungen, bis heute alles umſonſt. Es iſt auch gar keine Ausſicht vorhanden, daß es zu einer Taxermäßigung kommt. Das belaſtet die Hilfsdienſtkaſſe natürlich gewaltig und erſchwert die Reiſe ſo manchen tüchtigen Freundes. Die Verwaltung der Deutſchen Reichseiſenbahngeſellſchaft nahm auch einen ablehnenden Standpunkt ein, weil man ihr von einer franzöſiſchen Taxermäßigung nicht berichten konnte.

Wir müſſen mit unſerem Dienſte ſo weit kommen, daß, zum mindeſten bei großen Kataſtrophen, in allen Ländern eine Taxermäßigung gewährt wird und zwar ohne ſolche lange zeitraubenden Verhandlungen, wie ſie mit den franzöſiſchen Verwaltungsbahngeſellſchaften mit negativem Reſultat gepflogen wurden.

Zum Schluſſe möchte ich noch erwähnen, daß wir eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft ſind, was die Stellungnahme zur Militärdienſtfrage betrifft. Man kann ſagen, der Rahmen, der uns umſchließt, ſpannte ſich vom radikalen Dienſtverweigerer bis zum Verteidiger des Wehrgedankens im Allgemeinen, beſtimmt bis zum Anhänger des Verteidigungskrieges. Es kommt dieſes in Diskuſſionen ſo recht

zum Ausdruck. Aber das ist wohl gut so. Man trifft da überhaupt die verschiedensten Meinungsschattierungen. So hält ein junger Quäker, Amerikaner aus dem Staate William Penns, die Haltung einer Armee zu Verteidigungszwecken selbst für U. S. A. für nötig. Dies nur ein Beispiel.

Unter den Franzosen gibt es köstliche Anarchisten. Da ist ein Freund, ein ausgezeichneter Arbeiter, der aber im Zusammenleben alles Uniforme ablehnt, so den Moment der Stille, den wir vor den Mahlzeiten einzuhalten pflegen. Ja sogar die gemeinsam gesungenen Lieder. Wieder nur ein Beispiel. Bei solchen Aussprachen läßt einem oft jede Menschenkenntnis im Stiche.

In der angenehmen Hoffnung, Ihnen, lieber Freund, auch von einem guten Abschlusse unserer Arbeit seiner Zeit berichten zu können, grüße ich Sie auf das herzlichste

Ihr ergebener *Otto Weiß.*

Zur Weltlage

Vom Nationalismus.

I.

Tagore und der indische Nationalismus.

War Gandhi der eine große Lehrer des indischen Nationalismus in den letzten Jahren, so war Rabindranath Tagore der andere. Tagore freilich hatte niemals, wie es Gandhi getan hat, seine Stellung als Führer einer kleinen Minderheit verlassen. Zwischen beiden Männern bestehen tiefgehende Unterschiede des Temperamentes und doch Aehnlichkeit und Verbundenheit der Lehre. Beider Nationalismus ist nicht selbstherrliches Ziel, sondern unterliegt dem Urteil der absoluten Sittlichkeit. Dadurch haben sie beide den europäischen Nationalismus des neunzehnten Jahrhunderts überwunden, dem das Volksheil Ziel und höchstes Wertmaß war. Tagore hat es in vielleicht noch entschiedenerer Weise als Gandhi getan. Sein Nationalismus ist weiter und menschlicher. Wie Gandhi sieht er die Fehler Europas. Er erkennt sie gerade in dem Wesen des europäischen Nationalismus, in der Verbindung zwischen Volkstum, der innerlichen Kulturtradition und Lebensart von Menschengemeinschaften, mit Staat, politischer Macht, wirtschaftlicher Ausdehnung und Herrschaft. Dadurch wird Innerliches veräußerlicht, mechanisiert, tritt der lebendige Geist in die Dienste unsittlicher Triebe und ungeistiger Interessen. Tagores Reden über den Nationalismus, sein Roman „Das Heim und die Welt" haben eine weit über Indien hinausgehende Bedeutung erlangt.

Tagore unterscheidet richtig Volk und Nation. Das Volk ist ihm eine naturgegebene Geistestatsache, die in jedem als das Erbe seiner Ahnen lebt. Die Nation dagegen ist die Verbindung von Volk und staatlicher Macht. Hier wird die Nation Selbstzweck, deren äußere Freiheit an und für sich als ein Gut erscheint, ungeachtet dessen, daß

äußere Freiheit auch ein sehr belangloser Tatbestand sein und äußere Unfreiheit, wo inneres Leben ist, zu einem lebenspendenden Werte werden kann. Diesem politischen Nationalismus steht der kulturelle Nationalismus gegenüber, den Tagore meint, dem das Volk nicht ein Ziel ist, sondern eine gegebene Tatsache, ein geistiges Gut, über das hinaus aber die Norm jedes geistigen Lebens gilt, Gerechtigkeit und Wahrheit. Was ist eine Nation? fragt Rabindranath Tagore. „Es ist die Erscheinung eines ganzen Volkes als organisierte Macht. Diese Organisation zielt beständig dahin, daß die Bevölkerung stark und leistungsfähig werde. Aber dies rastlose Streben nach Stärke und Leistungsfähigkeit entzieht der höheren Natur des Menschen, die ihn aufopfernd und schöpferisch machte, ihre Kraft. Seine Opferfähigkeit wird von ihrem eigentlichen, sittlichen und lebendigen Ziel abgelenkt auf ein mechanisches und lebloses, die Erhaltung dieser Organisation. Und doch fühlt er in der Erreichung dieses Zieles die ganze Genugtuung sittlicher Erhebung und wird daher der Menschheit äußerst gefährlich. Er fühlt sich in seinem Gewissen beruhigt, wenn er seine Verantwortlichkeit auf diese Maschine schieben kann, die eine Schöpfung seines Intellektes und nicht seiner ganzen sittlichen Persönlichkeit ist."

Indien hat eine besondere Aufgabe; es ist ein Erdteil, wo verschiedene Rassen sich mengen, und die Lösung des Rassenproblems, die Indien zu vollbringen hat, kann wichtig für die Menschheit sein. Dieser Aufgabe muß Indien ins Gesicht sehen und seinen Menschenwert durch die Lösung erweisen. Indiens Geschichte ist eine Geschichte beständiger sozialer Schichtung und Anpassung verschiedener Rassen und Kulturen, nicht eine Geschichte der Verteidigung und des Angriffs organisierter Macht. Die Berichte von Aufblühen und Zerfall von Königreichen, von Kämpfen und politischer Uebermacht sind in Indien verachtet und vergessen. Die indische Geschichte berichtet von sozialem Leben und von der Verwirklichung religiöser Ideale. Indien hat versucht, das Rassenproblem durch die Kasteneinrichtung zu lösen, heute ist die Lösung starr und brüchig geworden, es gilt, sie durch eine neue zu ersetzen; wie für Gandhi, so sind auch für Tagore die Rassengegensätze und die „Unberührbarkeit" der Kastenlosen Indiens größte Probleme. Was Indien braucht, ist auch für Tagore schöpferische, aus Indiens eigenem Geist geborene Arbeit. Die nationale Bewegung in Indien hat aber einfach Europas politischen Nationalismus übernommen, für den in Indien keine Voraussetzungen bestehen, und der auf einer anderen Ebene liegt als Indiens Aufgabe, die Lösung des Rassenproblems, zu der jenes Gefühl menschlicher Einheit und brüderlicher Verbundenheit notwendig ist, das die Lehre der großen religiösen Führer Indiens gebildet hat. „Obgleich man mich von klein auf gelehrt hat, daß der Götzendienst der Nation fast noch besser sei als die Ehrfurcht vor Gott und der Menschheit, so bin ich, glaube ich, doch

dieſer Lehre entwachſen, und ich bin überzeugt, daß meine Landsleute ihr Indien in Wahrheit dadurch gewinnen werden, daß ſie gegen eine Lehre kämpfen, die ihnen ſagt, ein Land ſtände höher als die Ideale der Menſchheit. Der gebildete Inder verſucht heutzutage, Lehren aus der Geſchichte zu entnehmen, die den Lehren unſerer Vorfahren widerſprechen. Der Oſten verſucht, ſich eine Geſchichte anzueignen, die gar nicht das Ergebnis ſeines eigenen Lebens iſt. Japan z. B. glaubt, dadurch mächtig zu werden, daß es europäiſche Methoden übernimmt, aber nachdem es ſein eigenes Erbe vergeudet hat, wird es nur die geborgten Waffen der äußeren Kultur in der Hand behalten. Denn es hat ſich nicht aus ſich ſelbſt heraus entwickelt. Europa hat ſeine Vergangenheit. Europas Stärke liegt daher in ſeiner Geſchichte. Wir in Indien müſſen uns klar machen, daß wir nicht die Geſchichte eines anderen Volkes übernehmen können. Wer ſeinem Leben künſtlich etwas Fremdes aufſetzt, der erdrückt es. Daher glaube ich, daß es nicht gut für Indien iſt, wenn es ſich mit der weſtlichen Kultur auf ihrem Felde zu meſſen ſucht. Wir müſſen der uns vom Schickſal gewieſenen Bahn treu bleiben." Gerade deshalb, weil Indien von der es unterwerfenden europäiſchen Nation die Lehren des Nationalismus übernahm und ſich unterworfen fühlte, verlangte die Propaganda, daß man ſich mit ganzem Herzen der Nation hingebe. Was das Wohl der Nation anbetraf, wurde mit einem Glorienſchein umgeben und duldete keinen andern Wertmeſſer als eben dieſes Wohl. Der Rauſch ſiegte und galt für das Höchſte. Der Erfolg machte alle Mittel erlaubt, der Dienſt an der Nation entſchuldigte ſittliche Unzulänglichkeit und Verletzung von Maßſtäben, die ſonſt allgemein gültig ſind. Gandhi wie Tagore haben ſich dem entgegengeſtellt. Und es zeugt von der Religioſität des indiſchen Volkes, daß es Gandhi gefolgt iſt, weil er ein Heiliger war. Tagore hat klarer geſehen. Er hat die Notwendigkeit beklagt, daß die moraliſche Kraft Gandhis in politiſchen Abenteuern ſich verſtreue. Aber noch mehr: er hat den Geiſt der Enge gefürchtet, der in der Non-co-operation-Bewegung herrſche, der Beſcheidung Indiens auf ſich ſelbſt, der provinzialen Abſonderung gerade in dem Augenblicke, wo die äußeren Grenzen innerhalb der menſchlichen Kultur immer mehr verſchwinden und alle Probleme eine allmenſchliche Reichweite annehmen. Tagore fürchtet den Abſolutismus Gandhis, ſeinen Glauben an die ſchnelle Erreichbarkeit des Zieles im Feuer des Enthuſiasmus, an das Allheilmittel des Spinnrades. Er glaubt an die Notwendigkeit langſamer und geduldiger Arbeit, an die Freiheit der Vernunft ſtatt blinden Gehorſams, an die Unmöglichkeit, ſich von der Gegenwart völlig abzuwenden. „Indiens Erwachen iſt mit dem Erwachen der Welt verknüpft. Jedes Volk, das ſich heute in ſich verſchließt, arbeitet dem Geiſte der neuen Zeit zuwider". In Europa wie in allen Ländern wächſt die Gemeinſchaft der freien Geiſter heran, die dem Nationalismus in ſeinen engen politiſchen Formen entwachſen.

Auch Rabindranath Tagore ſieht die Erziehung als Grundlage alles ſpäteren Aufbaus an und ſeine Bemühungen galten der Schöpfung einer eigenen Schule. Sein Vater, Devendranath Tagore, der Führer der Brahma Samadſch, pflegte an einem beſtimmten Punkt in der Landſchaft Weſtbengalens ſeinen Meditationen nachzugehen und hatte dort einen Tempel errichtet, der den Namen Schanti Niketan, Heim des Friedens, trug. Rabindranath beſuchte dieſe Stelle gemeinſam mit ſeinem Vater in ſeinem elften Lebensjahre. Dreißig Jahre ſpäter gründete er dort mit einer kleinen Schar ſeine Schule. Da waren die Bedingungen und die Umgebung wiederholt, unter denen die Kultur Indiens von alters her groß geworden war. Es waren ähnliche Bedingungen wie in der Schule Ghandis. Das Leben in der Natur und in den Wäldern, das natürliche einfache Leben im Gegenſatz zu dem künſtlichen der modernen Ziviliſation beherrſchten das Bild. Die Schüler, gleichgekleidet in altindiſcher Art, waren in kleinen Klaſſen zuſammengeſchloſſen, die um ihre Lehrer in einem Kreis auf dem Boden herumſaßen. Der inſtinktive Schönheitsſinn des Menſchen wurde gepflegt, Muſik und Malerei getrieben. Vettern Tagores ſind es geweſen, die eine Renaiſſance der indiſchen Malerei herbeigeführt und die neue bengaliſche Schule gegründet haben. Im Stile der alten Schulen wurden Sanskritlegenden gemalt, ähnlich wie die romantiſche Malerei es in Europa zur Zeit des Erwachens des Nationalismus getan hatte. Zum erſtenmal ſeit dem Niedergang des Mogulreiches hat ſich eine Schule nationaler Kunſt in Indien entwickelt, die aus den gleichen Quellen geſchöpft hat wie die revolutionäre Bewegung. Tagore hat ſeiner Schule im Jahre 1921 eine Univerſität angefügt, die Visva Bharati, mit indiſchen und europäiſchen Profeſſoren und Forſchern. In der Schule ſelbſt werden auch Hauswirtſchaft und Handwerk gelehrt. Die Knaben werden zum Geiſt der ſozialen Hilfsarbeit erzogen und leiſten in den Nachbardörfern wertvolle Dienſte. Ohne daß dies in der Theorie gelehrt oder erzwungen wird, führt das ganze Leben in der Schule zur Aufhebung des Kaſtenweſens und der Vorurteile gegen die „Unberührbarkeit“. Unweit der Schule beſteht eine landwirtſchaftliche Verſuchsſtation und eine Muſterfarm mit Spinn- und Gerbereiſchulen, worin auch die Bewohner der umliegenden Dörfer Unterweiſung und Anleitung erhalten.

So überragt der Nationalismus Tagores ebenſo wie der Gandhis den indiſchen Nationalismus, der unter Europas Einfluß ſich herangebildet hatte und fern von den Maſſen ſeitens der Intelligenz gepflegt wurde. Tagore hat die wahre Bedeutung der Erſcheinung Gandhis verſtanden. Gandhi war einer aus der Maſſe, die Verkörperung ihrer größten ſeeliſchen Eigenſchaften, gekleidet wie ſie und lebend wie ſie. Mit ihm trat das indiſche Volk in die bisher auf die europäiſche Intelligenz beſchränkte Bewegung ein. Ganz Indien war ſein Fleiſch, und aus ihm ſprach die Seele Indiens. Und als die aus ihm ſtrömende

Kraft der Wahrheit und der Liebe Indien berührte, öffnete es ſich auch weit. Und Tagores Glaube iſt im Weſen nicht von dem Gandhis verſchieden. „Ich hoffe, daß dieſer Geiſt der Opferbereitſchaft, der Leidenſchaft wachſen und ſtärker werden wird. Dies iſt die wahre Freiheit. Es gibt keinen höheren Wert, auch nicht die nationale Unabhängigkeit ... Die Tatſache, daß die moraliſche Kraft der brutalen Kraft überlegen iſt, wird von dem Volke bewieſen werden, das waffenlos iſt. Der Tag wird kommen, wenn der völlig rüſtungsloſe, zarte Menſch beweiſen wird, daß es die Sanften ſind, die die Erde erben. Es iſt daher logiſch, daß Mahatma Gandhi, ſchwächlich und ohne alle materiellen Hilfsmittel, die unendliche Macht der Sanften und Niedrigen hervorruft, die verborgen im Herzen der Menſchlichkeit Indiens wartet ... Wie ſehr wir uns auch mit Phraſen, die wir vom Weſten gelernt haben, täuſchen mögen, Swaradſch [1]) iſt nicht unſer Ziel. Unſer Kampf ein geiſtiger Kampf. Er iſt ein Kampf um den Menſchen. Wir müſſen den Menſchen befreien von den Netzen, die er um ſich gewoben hat, von den Organiſationen des nationalen Egoismus .... Wir haben in unſerer Sprache kein Wort für Nation. Wenn wir dies Wort andern Völkern entlehnen, paßt es nicht zu uns. Wir müſſen uns verbinden mit der ſeeliſchen Kraft allein, und unſer Sieg wird uns nichts anderes geben als den Sieg, den Sieg um das Gottesreich. Dann wird der Menſchen das wahre Swaradſch finden. Wir, die zerlumpten Bettler des Orients, müſſen die Freiheit für die ganze Menſchheit erobern." *Dr. Hans Kohn* (Jeruſalem).

II.

Nationales Weltbürgertum.

Man kann *Wladimir Solovjeff* als den größten ruſſiſchen Philoſophen, eigentlich als den einzigen bezeichnen, den dieſes Land bisher gehabt hat. Er wirkte vor mehr als einem halben Jahrhundert, kam jung zu Namen und Rang, hatte den Mut, um der Freiheit und Geradheit ſeiner Ideen willen, auf eine glänzende Laufbahn zu verzichten, lebte die letzten Jahre ſeines Lebens als freier Schriftſteller und ſtarb früh. Der Ertrag ſeiner reichen geiſtigen Tätigkeit iſt nur zum Teil überſetzt; die ins Deutſche übertragenen Werke des ruſſiſchen Philoſophen ſind im Verlag „Der kommende Tag" (Stuttgart) vereinigt. Der größte Denker und der größte Künſtler Rußlands (Doſtojewski) kannten und achteten einander; man kann ſagen, daß das, was der Dichter in ſeinem Werke lebendig dargeſtellt hat, die ruſſiſche religiöſe Idee, unabhängig von ihm durch den Philoſophen in eine umfaſſende, den Weſteuropäer unmittelbar anſprechende Form gegoſſen wurde. Doſtojewski wäre zu Solovjeff etwa ſo zu vergleichen wie Goethe mit Kant. Beide ſind Verkörperungen der Welt-

[1]) Swaradſch = Unabhängigkeit. Die Red.

weite nationaler Genialität; ſchaut der eine in die Welt hinein und über ſie hinaus, ſo erhöht der Andere das Erfühlte zu univerſalen, bewußt durchdachten Ideen. Stellen die beiden großen Geiſter Deutſchlands die ſichtbare Verkörperung der deutſchen Art, die Welt zu umfaſſen, dar, als ſchöpferiſche Menſchen die Grenzen des Nationalen ſprengend, ſo gilt ähnliches von dieſem ruſſiſchen Brüderpaar in der Welt des übernationalen Daſeins, man wird, iſt man nur einmal in die „Weltanſchauung Doſtojewskis" [1]) eingedrungen, jene leichtfertige Feſtſtellung abtun müſſen, die den größten ruſſiſchen Dichter nach Aſien verbannt ſehen will, und man wird, lernt man das denkeriſche Doppel-Ich des Dichters, eben Solovjeff kennen, erfahren, wie dieſer Mann, mit weſteuropäiſchem, insbeſondere mit deutſchem Geiſt erfüllt, die elementare ruſſiſche Eigenart zu übernationalen, menſchheitumfaſſenden *Weltanſchauung* erhob.

Nicht bloß als Perſönlichkeit (worin er nach Zeugniſſen von Zeitgenoſſen bezaubernd geweſen ſein muß) und nicht allein in ſeinem unbewußten Fühlen, aus dem ſein Geiſt die Nahrung zog, ſtellt Solovjeff das ſchöne und erhebende Bild eines großen Menſchen dar, der den Trieb hat, das Weiteſte zu denken, das Höchſte zu wollen, das Tiefſte zu erleben, ſondern er hat auch bewußt der herrlichſten Aufgabe, die das Leben kennt, gedient: in dem Buche „Nationale und politiſche Betrachtungen" (wo er ſeine Anſchauung unmittelbar auf das geſellſchaftliche Leben ſeiner Nation und der Völker bezieht) arbeitet er voll Größe mit den ſinnfälligſten Argumenten an der Idee des *Univerſalismus*, in dem alles Trennende, ſich Beſondernde, alles Eigenwillige im Daſein, insbeſondere aber der einander feindliche Sonderwille der Völker ein Ende haben ſoll. In dieſem Buche legt der Ruſſe die Hand auf die Wunde aller Zeiten, vornehmlich aber der unſrigen: er kämpft gegen jenen troſtloſen Widerſtreit zwiſchen Nationalem und Menſchheitsumfaſſendem, der ſo ſehr das heutige Leben zerreißt und die Luft vergiftet. Dieſe Betrachtungen des ruſſiſchen Philoſophen, *der ein echter Sohn ſeines Volkes war, es liebte und achtete, darüber aber die Menſchheit nicht vergaß*, dieſes ruſſiſche Buch iſt „aktuell" im edelſten Sinne, und es müßte das Evangelium aller der Menſchen werden, die noch nicht völlig den Glauben an die weltumfaſſende Miſſion Europas verloren haben.

Solovjeff war *gläubiger Chriſt*, aber in einem durchaus überkonfeſſionellen Sinne; er träumte davon, daß die drei größten chriſtlichen Bekenntniſſe, das katholiſche, proteſtantiſche und ruſſiſch-orthodoxe, einmal in einer durch die Kraft der Liebe aufgebauten Allkirche vereinigt ſein würden, die alle Mängel der gegenwärtigen Kirchen überwunden hätte. In einer prophetiſchen, grandioſen Viſion (im erſten Bande der deutſchen Ausgabe) ſchildert er dieſe zukünftige Erlö-

[1]) Siehe mein Buch: „Die Weltanſchauung Doſtojewskis". (Verlag Borgmeyer, Hildesheim.)

fungskirche, in die er auch alle übrigen religiöſen Bekenntniſſe aufnimmt, die willens ſind, an dem Werke der Einigung der Menſchheit im Geiſte wahrhaftiger Brüderlichkeit teilzunehmen. Vom höchſten Standort aus bekämpft er jenen konfeſſionellen und nationalen Willen, der nur in ſich ruhen und nur von ſich aus die Welt ergreifen will. Für dieſe ſelbſtzerſtörende, die Menſchen verwirrende Tatſache, findet er den großartigen Gedanken: daß *„die Idee einer Nation nicht das iſt, was ſie über ſich ſelbſt in der Zeit, ſondern was Gott in der Ewigkeit über ſie denkt"*. Kleiden wir dieſe unerhört tiefe Auffaſſung von den Aufgaben einer Nation in eine etwas faßbarere Formel, ſo wird ganz klar, daß der „Ewigkeitsgedanke" einer Nation, das alſo, was ſie vor der Weltgeſchichte, die das Weltgericht iſt, rechtfertigt, nur in ihren ſchöpferiſchen, kulturellen Leiſtungen beſteht. Nicht das macht eine Nation groß und univerſell, was ſie an äußerer Macht erreicht; dieſe iſt vergänglich und zerſtiebt nur zu leicht ins Weſenloſe, wenn die Geſchichte es fordert. Damit ſoll nicht geſagt werden, daß die politiſchen und heldiſchen Leiſtungen eines Volkes ganz bedeutungslos wären. Sie ſind gewiß der Ausdruck einer Kraft und einer Vitalität, deren ſich niemals etwas Lebendiges zu ſchämen hat. Sie ſind aber nicht der Erweis für die g a n z e Begabung eines Volkes, ſind das Fließende daran, dasjenige, das man nur zu oft als das Letzte in der Miſſion einer Nation auffaßt. Tiefer aber als die äußeren Kräfte liegen die inneren, die weſenhaften, unvergänglichen Strömungen, die immer im Bewußtſein eines Volkes oder wenigſtens im Bewußtſein der edleren Teile eines Volkes da ſind und die wahre, dauernde Eigenart der Nation ausdrücken. Spanien iſt heute eine kleine politiſche Macht, aber ſein Cervantes iſt eine immer leuchtende Sonne in dieſem Lande; Englands Größe iſt Shakeſpeare und nicht bloß die Weltgeltung des Inſelreiches, die einmal verſchwinden kann; Deutſchlands Kultur in Namen zu nennen, fällt ſchwer und leicht, ſo viele Große ſind es, die ſein univerſales Weſen ausdrücken und ſo ſehr iſt die Geiſtesgeſchichte von ihnen erfüllt. Das iſt das wahrhaft Göttliche im Leben einer Nation, was aus ihrem Blute geboren, von ihrer Kraft genährt, groß wird, das Vaterhaus verläßt und in die Welt zieht, willens, das ganze Univerſum zu erreichen. Ein Kind, das die Eltern nie von ſich laſſen, indem ſie es immer bevormunden, verkümmert; es kann aber Bedeutendes leiſten, wenn ihm geſtattet wird, das Spiel ſeiner Kräfte zu wagen, die den jungen Menſchen unweigerlich dann ins Leben hinausführen, ohne daß er deshalb aufhören würde, ein Sohn zu heißen. Nationalismus iſt künſtliche Bevormundung, Univerſalismus iſt Weltweite und das iſt Freiheit. Nichts kennzeichnet beſſer die Bruderſchaft Solovjeffs mit Doſtojewski als das, daß der ruſſiſche Dichter den gleichen großen Gedanken ſeines philoſophiſchen Freundes in frei ſchöpfender Genialität in dieſe Formel brachte: „Gott iſt die ſynthetiſche Perſönlichkeit eines Volkes von ſeinem Anfang bis zu ſeinem Ende." Ewig und

abſolut, alſo göttlich iſt ein Volk, das aus ſich *alle* Kräfte entwickelt, die „ſynthetiſch", zuſammenfaſſend und nicht zerteilend ſind. Dieſe univerſalen, vereinheitlichenden Strömungen machen ein Volk ſtark und erheben es bis zur Ewigkeit; Kultur im religiöſen, verſtehenden Sinne zeugt aus einer Nation heraus und verleiht ihr Leben und Dauer. Hier hat ein blinder, feindlicher Nationalismus keinen Platz, er iſt das, was eine Nation am Aufſchwunge hindert. Solovjeff deckt die unmöglichen Anſchauungen der Slawophilen auf, die ſich anmaßten, die einzig wahren Patrioten zu ſein und in ihrer Blindheit die Totengräber des Zarenreiches wurden und die unfreiwilligen Vorkämpfer für den Bolſchewismus. Wer eine Nation von einer ſolchen Warte aus anſieht, wer ihr in ſolcher Liebe und Achtung die größten Ziele ſtellt, die er ihr nicht geben könnte, würde er nicht das Nationalgefühl des menſchheitsumfaſſenden Wollens für fähig halten, dem iſt zu glauben, daß für ihn zwiſchen dem völkiſchen und dem völkerumfaſſenden Empfinden kein Gegenſatz beſteht, und daß er trotz ſeines Univerſalismus keineswegs das Eigentümliche, Selbſtändige einer Nation miſſen möchte. Solovjeff iſt ebenſowenig wie Doſtojewski oder Tagore und Gandhi Freund einer mechaniſchen Völkerverſchmelzung; das wäre ihm etwas völlig Sinnloſes. „Darum ſoll und muß die Verſchiedenheit und Eigenart des Charakters und der Lebensführung eines Volkes hochgehalten werden als Schmuck und Zierde und als Attribute ſeines Dienens, das es der religiöſen Wahrheit in ihrer irdiſchen Verkörperung weiht." Nur von da, von der Achtung für das Eigenweſen einer Nation aus, läßt ſich die Brücke zu den anderen bauen, und es gehört vielleicht zu den erſchütterndſten Irrtümern, die es je gegeben, daß nach Kriegsende viele Angehörige verſchiedener Nationen glaubten, es ließe ſich ſofort ein univerſelles Verſtändnis aller Völker für alle erzielen. Dieſes Ziel muß erarbeitet werden, fällt nicht über Nacht der Geſchichte zu; ſo lange aber in einflußreichen Kreiſen vieler Völker die Achtung für die Eigenart der anderen fehlt, ſo lange iſt dieſes Ziel in weiter Ferne. Dieſe Achtung aber war in Solovjeff und er gab ihr, ſo dem Deutſchtum gegenüber, beſonders in der folgenden Weiſe treffenden Ausdruck: „Fichte hat das deutſche Volk nur darum ſo hoch geſtellt, weil er in dieſem Volke die Vernunft der ganzen, einigen und ungeteilten Menſchheit konzentriert ſah." So ſpricht ein Ruſſe über die univerſale Art der deutſchen Nation, in der er — am Beiſpiele einer großen, ſchöpferiſchen Perſönlichkeit — die Verbundenheit nationalen Selbſtgefühles mit übernationalen Glaubenskräften anerkannt. Damit gewinnt ſich Solovjeff das Recht, auch jenſeits ſeines Ruſſentums tiefernſt genommen zu werden, ebenſo wie Doſtojewski, der ein beſſerer Europäer war, als man nur zu oft wahr haben will. Die Blindheit des politiſchen Nationalismus trifft Solovjeff in unwiderleglicher Art, wenn er dieſem falſchen Ideal vorwirft, daß es „den Begriff der Wahrheit (die ja nur

eine ist) auf diese oder jene völkische Denkkraft zurückführe (also auf eine hochmütige Ueberschätzung der eignen Kraft) und damit den Begriff des höchsten Heiles mit dem Begriffe nationaler Interessen (die zu blutigen Kämpfen führen) zusammenfallen lasse."

Stimmen der Vergangenheit für die Gegenwart aufzurufen, ist immer ein Beginnen von ungewissem Wert. Es scheint aber, daß gerade unsere Tage diese Absicht trotz vieler entgegenstehender Tendenzen verstehen. Zwar ist die heraufziehende Epoche auch vergangenheitsfeindlich, stark auf die Gegenwart eingestellt, und willens, ihrer eigenen Zukunft ein völlig neues Gesicht zu geben. Aber sie ist nicht bloß dies: in unserer Zeit zeigt sich ja eine seltsame Mischung von verschiedenen Willensströmungen, die alle zusammen ihr ein widerspruchsvolles und doch erfaßbares Gepräge geben. Aus dem 19. Jahrhundert ist uns der historische Sinn für die Abkunft der Ereignisse herübergekommen. Geschichtliche Reflexionen in mannigfacher Art erfüllen heute die Köpfe und wirken sich aus; man sucht die Ereignisse der Zeit durch Vergleiche mit denen der *Vergangenheit* zu deuten (O. Spengler), will das Vergangene neu beleben und als Ideal für die Gegenwart umschaffen (nationale Bewegungen), vergräbt sich in das Wissen früherer Zeit, um es als Wissenschaft in unsere Tage zu tragen. (Alchymie, Astrologie etc.) Andererseits wieder: die Sehnsucht des Menschen, das Geheimnis der *Zukunft* schon jetzt zu erfahren, findet heute allerorts willig Nahrung; Prophezeiungen mannigfacher Art beschäftigen die Träume, und eine besondere Eigenart unserer Zeit ist, nur im „Aktuellen" leben zu wollen, nur in jenem unmittelbaren Empfinden sich zu betätigen, das in Sport, Kino, Radio, Tagespolitik, den peripherischen Nerven wohl tut, dieses nicht umsonst mit „Sensationen" verwobene „Aktualitätsgefühl" ist so brennend, daß es schon sozusagen die eigenen Grenzen überströmt und sich nicht mehr an dem Jetzt genügen läßt, sondern bereits „futuristisch" (also das Werdende gewaltsam vergegenwärtigend) wird: man will nicht mehr bloß eine Kunst von heute, sondern schon eine von morgen. Kurz, die Zeiten haben sich ineinander geschoben, sie sind *Gegenwart* geworden und so mögen auch in diesem „aktuellen" Sinne Solovjeff [1]) und Dostojewski uns gegenwärtig sein. Aber sie sind es nicht bloß so: unserer Epoche, die unerhört vielfältig an Dimensionen, reich an Richtungen, stark an Spannungen ist, wie sie auf diesem ungeheurem Kraftfeld, Erde genannt, nur vorkommen können, mangelt die entsprechende umfassende Persönlichkeit, die den Akkumulator dieser elektrischen Ströme darstellen könnte. Mit ihr fehlt uns aber etwas sehr Bedeutungsvolles: ohne große Menschen sind Epochen nur halb, sie drohen, weil ihnen das Gefäß fehlt, zu verströmen. Das macht das stark Schattenhafte, fast Tragische der Gegenwart aus; deshalb hat

[1]) Vergleiche meine kleine Schrift: M. Solovjeffs universalistische Lebensphilosophie. (J. C. B. Mohr in Tübingen.)

ſie das ſtärkere Bedürfnis nach großen Menſchen, aus Angſt, ſich in ſich ſelbſt zu verlieren. Im Oſten leben ſolche Perſönlichkeiten wie Tagore und Gandhi [1]): aber dem ſtarken individualiſtiſchen Trieb des Abendlandes können dieſe Menſchen einſtweilen noch nicht unmittelbar alles ſagen, weil ſie dem Abendlande zu ferne ſind. Solovjeff aber iſt uns nahe, nahe in Raum und Zeit; in dieſer mittels des ſtarken hiſtoriſchen Gefühles unſerer Epoche, in jenem als Ruſſe, der an der Grenze Europas beheimatet war. Seine Perſönlichkeit und die Idee, die er lehrt, machen ihn ſo unerhört gegenwärtig, weil ſie aus dem Leiden *ſeiner* Zeit hervorgewachſen ſind, die ſo viele Bezüge auf die unſrige hat. Das Ruſſentum hat ſich immer beſonders mit der Frage gequält, wie ſich das Nationale mit dem Humanen vereinigen laſſe, und es hat gerade in dieſer Frage die beſonders gottgewollte Aufgabe ſeiner Exiſtenz geſehen. Heute iſt nun dieſes Problem über die Erde gewandert, und jede Nation birgt Menſchen in ſich, die an der gleichen Not leiden. Ihnen kann Solovjeff eine Bekräftigung dafür ſein, daß ihre Bemühungen tieferen Sinn haben, die in der Hoffnung wurzeln, daß der Kreis des wahrhaft Menſchlichen ſich erweitern werde. Wenn auch Solovjeff, das Leiden unſerer Tage prophetiſch ahnend, die Worte ausgeſprochen hat: „Es wäre töricht, glauben zu wollen, daß der endgültige Sieg innerhalb der Menſchheit den finſteren Mächten gehören werde, aber in der nächſten Zukunft bereiten ſich Prüfungen vor, wie ſie die Geſchichte der Menſchheit noch nicht gekannt hat," wenn er auch düſter und trübe in unſere Zeit hineingeſehen hat, ſo hat er doch nie daran gezweifelt, daß ſich *die Kräfte des Lichtes* allmählich im „lebendigen Geſamtbewußtſein der Menſchheit verwirklichen werden". Mit dieſem Glauben und mit einem Gebete für die Menſchheit iſt Solovjeff geſtorben . . .

Dr. Hans Prager (Wien).

Rundſchau

Monatsschau.

Es iſt diesmal keine Aufhellung erfolgt, die Welt iſt dunkler als zuvor, faſt überall, wohin wir nur blicken. Am deutlichſten wird es den meiſten Zeitgenoſſen, ſoweit ſie überhaupt Augen haben, um zu ſehen, ſoweit ſie ſehen *können* und ſoweit ſie ſehen *wollen*,

1. auf der politiſchen und ſozialen Linie.

Hier ſtehen ſelbſtverſtändlich die *deutſchen Reichstagswahlen* im Vordergrunde. Es iſt über ſie inzwiſchen ſo viel geſchrieben worden, daß der Monatschroniſt wieder einmal etwas post festum kommt. Trotzdem iſt es Pflicht, auch an dieſer Stelle ſich auf die Bedeutung dieſes Ereigniſſes zu beſinnen.

[1]) Vergleiche meine Broſchüre: Das indiſche Apoſtolat. (Rotapfel-Verlag, Zürich.)

Es ist mir, wie so manches Andere, wichtiger als *Symptom*, denn nach den unmittelbaren Folgen, die davon zu erwarten sind. Vor allem: ich bin geneigt, es nicht für ganz so schlimm zu halten, wie es auf den ersten Blick erscheint. Der lange aufgepeitschte, innerlich nie recht überwundene deutsche Nationalismus (welcher Nationalismus wäre denn überwunden? `Anmerkung des Setzers!) und die angestaute Unzufriedenheit, zum großen Teil aus wirklicher Not gewisser Schichten des deutschen Volkes, besonders des unteren Mittelstandes und der Bauernschaft erwachsen, gepaart mit völliger Unwissenheit über die wirklichen Ursachen ihrer Not, ohne eine Ahnung von der politischen Weltlage, von der Entstehung des Weltkrieges und den Sünden der einstigen und jetzigen deutschen Machthaber, *mußte* einmal zu einem mehr oder weniger revolutionären Ausbruch kommen. Es ist nun wohl besser, das sei in diesem Augenblick geschehen, wo Europa und die Welt überhaupt es vielleicht noch ertragen können, als wenn es in einem andern Zeitpunkt erfolgt wäre. Vielleicht darf man, mit Vorsicht, diesen Gesichtspunkt überhaupt auf die *ganze* nationalistische Bewegung in der Welt anwenden: sie muß vielleicht noch einmal sich austoben, bevor allgemein ein neues Denken zur Herrschaft gelangen kann. Wäre ich deutscher Nationalist, und zwar einer von der etwas weiter blickenden Art, so hätte ich wohl an diesem Ausbruch des nationalistischen Furor in Form des Nationalsozialismus keine Freude. Es ist vielleicht doch bloß ein Geschwür, das aufbricht, ein Fieberzustand, der bald vorüber sein wird.

Daß die Bewegung als solche, sei's in Form von Parteibildung oder sonstwie, lange bestehen werde, glaube ich nicht. Dagegen sprechen nicht bloß alle geschichtlichen Analogien (z. B. die des Boulangismus in Frankreich), sondern auch eine Reihe von Gründen politischer und psychologischer Natur. Die politisch urteilslosen und unwissenden Massen, besonders der Jugendlichen, sind durch massive Schlagworte und Versprechungen und durch Erregung trüber Leidenschaften aufgepeitscht worden. Diese Versprechungen können nicht gehalten werden. Man wird den Versuch, den Youngplan zu künden, klüglich unterlassen und die Abschüttelung des Versailler Vertrages dürfte auch nicht so leicht sein. Wenn sich dies zeigen wird — und es wird sich in Bälde zeigen —, dann hat ein Haufe von zugkräftigen Losungen schon seinen Glanz verloren. Ebenso wenig wird die große *Reinigung* gelingen, die das Hitlertum dem deutschen Volke bringen soll. Dafür ist es selbst zu unrein. Auch ist die ganze Bewegung aus viel zu verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt. Das mag einen Augenblick zurücktreten, wenn die Flut der Bewegung in Leidenschaft aufbrandet, sobald sie aber wieder etwas zur Ruhe kommt, werden diese Elemente sich voneinander sondern und die Einheit sich auflösen, ja sich in wilden Streit wandeln. Vor allem aber wird an *einem* Punkte die ganze Zwiespältigkeit der Bewegung klar: Sie will *Sozialismus* sein, richtet ihre Spitze, wenigstens scheinbar, gegen den Großkapitalismus und alles, was damit zusammenhängt, aber sie ist dabei von diesem Großkapital finanziert. Sie wütet gegen das Judentum, aber Hitler genießt gerne die Protektion der mächtigen englischen Zeitungsjuden Lord Northcliffe und Lord Rothermere. Es wird sich sehr rasch zeigen müssen, wie weit es den Führern des Nationalsozialismus mit ihrem Sozialismus Ernst ist. Ist es ihnen damit Ernst, nun, dann werden sie bald irgendwie auf die Linie des übrigen Sozialismus kommen, bei dem ja der „Marxismus" größtenteils auch nur Couliss ist, und es wird einen gewaltigen Abfall geben, jedenfalls werden die großen Geldquellen nicht mehr fließen. Ist es ihnen aber *nicht* Ernst, nun, dann werden auch die sozialrevolutionären Losungen sich enthüllen — als das was sie sind! Es *kann* ihnen aber nicht Ernst sein. Denn Nationalismus und Sozialismus gehen so wenig zusammen wie Militarismus und Antimilitarismus. Wer wirklich sozial, oder gar sozialistisch denkt, der denkt über die Grenzen hinaus; wer aber jenseits der Grenzen nur das Gewaltprinzip anerkennt, wird es auch innerhalb der Grenzen tun, und mit dem Sozialismus wird es bald aus sein. Das Wortgebilde „National-Sozialismus" zeigt also schon den tötlichen Widerspruch, der in der Sache liegt. Der Nationalsozialismus gleicht daher der fabelhaften Chimäre, die vorn ein Löwe war, in der Mitte eine Ziege und hinten ein

Drache. Als Chimäre wird er nur im Reiche einer erhitzten Wahlkampfphantasie, aber nicht in nüchternem Lichte der Wirklichkeit lebensfähig sein. Es wäre zur Not denkbar, daß ein Führer mit überragendem Geist diese verschiedenen Elemente eine Zeitlang zusammenhielte. So war und ist es in Italien. Abgesehen davon, daß der italienische Faschismus ein viel einheitlicheres Gebilde ist, als der deutsche Nationalsozialismus, ist Mussolini immerhin doch ein anderer „Kerl" als dieser Adolf Hitler. Ich halte Mussolini, wie die Leser wissen, nicht für *groß*, auch in intellektueller Beziehung nicht — man vergleiche ihn einmal mit Bismarck oder gar Napoleon! — aber er ist auf seine Art *bedeutend* und überragt als richtiger Räuberhauptmann in großem Ausmaß doch deutlich seine Spießgesellen. Dieser Adolf Hitler aber ist doch wohl selbst nur eine Art Chimäre, ein kurzlebiges Produkt der „Wunschphantasie" jener sich unglücklich fühlenden und in politischen Dingen gläubig kindlichen Schichten des deutschen Volkes. [1])

Aber so wenig ich von diesem Ereignis der deutschen Wahlen große unmittelbare Wirkungen erwarte, zunächst auf dem innerpolitischen Boden, so wichtig möchte ich es als *Symptom* nehmen. Und zwar nach zwei Seiten hin. Sie sind ein Symptom der *Auflösung der bürgerlich-kapitalistischen Welt und ihrer Parteien.* Diese letzteren sind durch das nationalsozialistische Erdbeben zu einem Trümmerhaufen geworden, und es ist wenig Aussicht, daß sie sich wieder zu einem soliden Bau zusammenfinden. Denn ihre Grundlage, der bürgerliche Mittelstand, ist zerschlagen und wird sich schwerlich wieder herstellen. Immer deutlicher treten einander gegenüber die kleine Herrenschicht der kapitalistischen Großbourgoisie mit ihrem Anhang und die Masse des proletarischen oder halbproletarischen Volkes. Diese Entwicklung, die in Deutschland als Folge des Krieges mit seinen zu nichts gewordenen Kriegsanleihen des Mittelstandes, dann der Inflation, der Vertrustung und Rationalisierung und anderer Umstände besonders rasch vor sich gegangen ist, wird in da und dort etwas milderen Formen in allen Industrieländern eintreten und gewaltig umwälzende Folgen haben.

Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß diese proletarischen Massen auf die Losung *„Sozialismus"* hören. Mit „Nationalismus" allein könnte man sie offenbar nicht fassen. Es soll freilich „antimarxistischer" Sozialismus sein, aber doch Sozialismus. So wenig hat der Sozialismus „abgewirtschaftet", daß er vielmehr der wirksame Köder der Demagogie geworden ist. Ein Teil dieses sozialistischen oder besser pseudosozialistischen Radikalismus fließt allerdings in die Kanäle des Kommunismus, der seine Abgeordnetenzahl im deutschen Reichstag stark vermehrt hat. Es ist aber besonders interessant zu beobachten, wie nahe sich Kommunismus und Nationalsozialismus oft kommen. Ihre Schlägereien sprechen keineswegs dagegen. Man schlägt sich nur, wenn man sich irgendwie nahe ist. Und ein Zusammenfließen dieser Massen in *einen* Strom, der sehr wohl bolschewistisch sein könnte, ist, wenn die gesellschaftliche Auflösung weiter geht, nicht ganz unwahrscheinlich. Es ist ja bezeichnend, wie Mussolini in einem Kommentar zu den deutschen Wahlen seine Freude darüber ausdrückte, daß die Völker sich von der Demokratie ab und dem Faschismus und *Bolschewismus* zuwendeten. Er macht offenbar mit seiner Liebe zwischen den beiden keinen Unterschied. Jedenfalls besitzt dieser neue Reichstag, rein formell betrachtet, eine deutliche „sozialistische" Mehrheit.

Behauptet hat sich gegen die nationalistische Sturmflut, wenn auch mühsam, das Zentrum. Das ist bezeichnend. Es wird durch den Kitt der *Religion* zusammen-

[1]) Das Buch, worin Hitler seine Gedanken, wie seine bisherige Entwicklung darstellt, „Mein Kampf" zeigt ihn als einen Menschen von einer gewissen fanatischen Energie (wenigstens in Worten!), aber als beschränkten, einseitigen und mittelmäßigen Geist. Manches ist richtig beobachtet und nicht ohne Geist und Kraft gesagt, manches aber kindisch. Von einem Führer in größerem Stil keine Rede! Armes Land Luthers, Kants und Göthes (auch Bismark darf hier genannt werden), das bei einem Hitler angelangt wäre! Von dem Buch vielleicht ein andermal mehr.

gehalten. Den geben die Maſſen gerade im heutigen Chaos nicht gerne auf. Auch der Verſuch des *Proteſtantismus*, ſich als Konfeſſion politiſch zu organiſieren, hat einen Achtungserfolg gehabt. Der „Chriſtlich-ſoziale Volksdienſt" hat eine Million Stimmen um ſich geſammelt. Aber was bedeutet das, verglichen mit den zwanzig Millionen der „ſozialiſtiſchen" Parteien und den ſechs Millionen des Zentrums? Dieſer „Chriſtlich-ſoziale Volksdienſt" iſt bloß ein etwas religiös gefärbter Anhang der konſervativen Rechtsparteien. Sein Fundament ſind die Reſte des religiös geſinnten mittelſtändiſchen Bürgertums, eines Volksteils alſo, der keine Zukunft hat. Auch fehlt es dieſer Gruppierung durchaus an bedeutenden Führern und — wie ſchon angedeutet worden iſt — ſelbſtändigem Programm. Wenn alſo gewiſſe ſchweizeriſche „Evangeliſche" über dieſen Erfolg ihrer Geſinnungsgenoſſen triumphieren, ſo iſt dazu ſicher nicht der geringſte Anlaß. Die wirklich durchſchlagende *religiöſe* Bewegung wird auf einer andern Linie kommen, wenn die Zeit erfüllt iſt. Das Zentrum aber, das jetzt noch Nutznießer der reaktionären Konjunktur iſt, könnte eines Tages, falls ein gewiſſer „Kurs nach rechts" wirklich den Abſichten der Kirchenleitung entſpricht, noch ſeine Erfahrungen machen.

Es wäre aber nichts falſcher, als wenn man dieſe Wendung etwa als Triumph desjenigen *Sozialismus* buchen wollte, den die bisherigen ſozialiſtiſchen Parteien, beſonders aber die Sozialdemokratie, vertreten. Im Gegenteil: *für den heutigen Sozialismus bedeutet der Nationalſozialismus zunächſt ein ſehr ernſthaftes Menetekel.* Zwar ſcheint er vorläufig noch nicht allzuviele Wähler aus den Reihen des bisherigen Sozialismus erfaßt zu haben, aber man ſollte ſich darauf nicht zu ſehr verlaſſen. Ehrliche ſozialiſtiſche Beurteiler geben zu, daß er immerhin einen Teil der jugendlichen proletariſchen Wähler erobert habe. Vor allem aber iſt dies zu bedenken: *Für die Stimmung und Sehnſucht, die nun der Nationalſozialismus für ſich benützt, müßte ein lebendiger Sozialismus die rechten Loſungen haben;* er müßte ſie in *ſeine* Kanäle leiten. Es iſt ein bedenkliches Zeichen, wenn für die Volksmaſſen an Stelle von Auguſt Bebel Adolf Hitler getreten iſt. Es muß dem Sozialismus viel Glauben an ihn, es muß ihm ſelbſt viel revolutionäre Kraft verloren gegangen ſein, wenn es ſo kommen konnte. *Auch dieſes Ereignis verkündigt für Ohren, die hören können, die Notwendigkeit einer gründlichen Erneuerung des Sozialismus.* Er wird radikaler werden müſſen, was aber natürlich etwas ganz Anderes bedeutet, als eine radikal tönende, mit den Kommuniſten und Faſchiſten wetteifernde Phraſeologie, nämlich eine neue Treue gegen das ſozialiſtiſche Ideal. Er wird ſeine Stellung zu den Fragen der Weltanſchauung und der ſittlichen Kultur, beſonders den ſexuellen,[1]) verändern müſſen. Vor allem wird auch in der Stellung zum Nationalen aus den jetzigen Schranken zwiſchen einem unſozialiſtiſchen Nationalismus und einem ſaftloſen Internationalismus heraus kommen und zu einer Verbindung des Nationalen und Uebernationalen gelangen müſſen, die dem Nationalen ſein volles Recht gibt, aber es gleichzeitig und gerade damit zum Träger des Uebernationalen macht und umgekehrt. Für einen auf dieſe Art erneuerten Sozialismus, überhaupt für den Sozialismus als *Idee*, bedeutet freilich die neue Wendung eine große *Verheißung*. Und beſonders für das, was man unzureichend *„religiöſen Sozialismus"* nennt!

Wir werden nun, zunächſt auf der *politiſchen* Tageslinie, die Dinge weitergehen? Das Allernächſte iſt wohl ziemlich ſichtbar: es wird wohl eine *Diktatur* ſein, für die nicht Hitler, ſondern Hindenburg den „Bel" (Spitteler!) hergibt. Und dann? Dann beginnt jenes Dunkel, das auf die großen Umwälzungen und Kataſtrophen hinweiſt, die im Anzuge ſind. Die Sozialdemokratie möge ſich hüten, durch Opportunismus und falſche Einſchätzung der Macht verleitet, ſich auf dieſe Linie

[1]) Während dem Sozialismus die allerſchwerſten Gefahren drohen, gibt es beſonders in der Schweiz Sozialiſten, für welche die Abtreibung und Aehnliches das Einzige zu ſein ſcheint, was ihnen noch Leidenſchaft entlockt. Ueber dieſen „pornokratiſchen" Sozialismus wird noch ein vernichtendes Gericht kommen, vielleicht raſcher als wir ahnen.

zu verirren. Sie ſtelle ein klares Programm auf, das ſich vor kommuniſtiſcher und nationalſozialiſtiſcher Phantaſtik hütet und doch Kommuniſten und Nationalſozialiſten vor ſozialiſtiſche Entſcheidungen ſtellt. Dann wird *ſie* Siegerin ſein. Auf andern Wegen aber könnte ſie leicht an ihr Ende gelangen, Es iſt vielleicht die Stunde ihrer höchſten, aber auch letzten Chance. Ich weiß, was ich ſage. Discite moniti — Ihr ſeid nun genug gewarnt. Denket an 1914, 1918 und 1920!

In *außenpolitiſcher* Beziehung werden die Folgen der neuen deutſchen Entwicklung wohl viel unmittelbarer eintreten. Sie ſind zum Teil ſchon eingetreten. An Stelle der Verſtändigung zwiſchen Deutſchland und Frankreich, an die ſich mehr als ein Jahrzehnt lang ſo viel edle, wenn auch oft wenig richtig orientierte Kraft geſetzt hat, iſt nun eine Spannung getreten, die dem Kriege ganz nahe kommt. Es wird auf beiden Seiten mit Wucht gerüſtet. Die Franzoſen ſetzen nun auch an der deutſchen, wie an der italieniſchen Grenze ihr Heer und ihre Befeſtigungen in Bereitſchaft. Allerlei iſt möglich. Dies namentlich, wenn man auf deutſcher Seite Demonſtrationen erlaubt, wie die letzthin im geräumten Koblenz ſtattgefundene des „Stahlhelms", wozu ſich hunderttauſend Mann eingeſtellt haben ſollen und an der neben dem General von Seekt und dem Feldmarſchall Mackenſen auch der Ex-Kronprinz teilgenommen hat. (Auch die Hohenzollern tauchen alſo wieder auf wie in Oeſterreich die Habsburger!) Das iſt ein ganz böſes Spiel mit dem Feuer und iſt dazu jetzt, unmittelbar nach der freiwilligen Räumung der Rheinlande durch die Franzoſen, grenzenlos ignobel.

Dieſe ganze Konſtellation iſt natürlich nur möglich durch den *italieniſchen Faſchismus* einerſeits und den *ruſſiſchen Bolſchewismus* anderſeits. Wie bedeutſam iſt, daß in dieſer Beziehung die außenpolitiſchen Entwicklungen mit den aufgezeigten innenpolitiſchen ſo ſtark zuſammenſtimmen. Faſchismus und Kommunismus reichen ſich auch hier die Hand. Hitler iſt nur durch Muſſolini möglich und dieſer nur durch Lenin. Auf den Zuſammenhang zwiſchen der deutſchen Reichswehr und der ruſſiſchen Roten Garde iſt ſchon das letzte Mal hingewieſen worden. Auch in der Berichtszeit haben ſich neue Beweiſe dafür gezeigt. (Jener Unfall eines nach Rußland abkommandierten deutſchen Fliegeroffiziers, gefolgt von dem myſteriöſen Tod ſeiner Gattin.) Wie die Reichswehr auf der andern Seite vom Nationalſozialismus erfaßt iſt, hat der Prozeß mehrerer ihrer Offiziere gezeigt.

In dieſen ganzen Zuſammenhang ſind auch die Vorgänge in *Oeſterreich* zu ſtellen. Dort bedeutet der Sturz Schobers durch Vaugoin, den wütendſten Haſſer der Sozialdemokratie, der ſeinerſeits ein Werkzeug Seipels iſt, einen Vorſtoß des Nationalſozialismus (oder hier beſſer: Faſchismus) und zeigt die Ernennung eines offenbaren Korruptioniſten übelſter Sorte wie Dr. Strafella zum Generaldirektor der öſterreichiſchen Bundesbahnen, mit welchen Mitteln der Faſchismus ſeine großen „Reinigungen" vollzieht! Sehr wichtig iſt auch der Zuſammenhang mit der reichsdeutſchen Bewegung. Eine allfällige Erklärung des Anſchluſſes wäre keine Ueberraſchung. Ebenſo wird man mit dem Verſuche einer Wiedereinſetzung der *Habsburger* rechnen müſſen. Freilich zeigt ſich an jenem erſten Punkte wieder die Zwieſpaltigkeit der Bewegung. Denn Seipel iſt bekanntlich bis vor kurzem der Hauptgegner des Anſchluſſes in Oeſterreich geweſen. Weiter iſt zu bedenken, daß der deutſche Nationalſozialismus nicht nur antiſemitiſch, ſondern auch ausgeſprochen antikatholiſch iſt. Er läßt höchſtens einen *deutſchen* Chriſtus gelten, der Wuotan manchmal zum Verwechſeln ähnlich ſieht und als ſeine Diener Geiſtliche, die den Wuotanprieſtern aufs Haar gleichen, was ja für viele Paſtoren nicht gar viel geiſtigen Kleiderwechſel erforderte.

Faſſen wir dieſe Lage nun als Ganzes ins Auge, ſo iſt ſie durch Dreierlei gekennzeichnet: durch neue *kriegeriſche Spannung* bei ganz ſtarker augenblicklicher Zurückdrängung der Friedensſache, *ſozial-revolutionäre Entwicklung* im Innern der Völker, Erſetzung der *Demokratie* durch die *Diktatur* überall in Europa, außer in der Tſchechoſlovakei und Skandinavien, Holland, Belgien, der Schweiz (mit Vorbehalt), England und Frankreich, alſo Vorrücken der bolſchewiſtiſch-faſchiſtiſchen Linie vom Oſten her bis zur Oſtſee und zum Rhein und von Süden her bis zu den Pyrenäen und Alpen.

Das ist großes *Dunkel*, Dunkel einer neuen Barbarei, aber einer „zivilisierten", also viel schlimmeren. An Hoffnungsperspektiven fehlt es nicht, doch sollen sie diesmal nicht entwickelt werden. Der Leser ringe selbst mit dieser Frage.

Jedenfalls legt sich auch auf den *Völkerbund* dieses Dunkel, das sich über Europa (und nicht nur Europa!) ausbreitet. Seine Tagung ist das zweite überragende Ereignis der Berichtszeit. Was ist davon zu sagen?

Im Mittelpunkt stand *Briand* mit seiner *europäischen Föderation*. Sein Plan ist bekanntlich einer „Studienkommission" überwiesen worden. Soll das ein Begräbnis sein? Es kommt darauf an, was nun weiter geschieht. Daß augenblicklich das Klima für „Paneuropa" nicht günstig ist, liegt auf der Hand. Auffallend war, wie wenig die öffentliche Meinung Briand unterstützte. Nicht einmal von den sonstigen Vorkämpfern „Paneuropas" hat man viel bemerkt. So hat man Wilson einst im Stiche gelassen, um dann über seine Niederlage zu hohnlachen. So macht man es *immer*. Alle großen sittlichen Eroberungen werden durch *Einzelne* oder *kleine Gruppen* zustande gebracht. Die Massen schlafen, oder wenn sie erwachen, steinigen sie ihre Retter.

Neben der Frage der europäischen Föderation spielte das *Abrüstungsproblem* die Hauptrolle. Zum Teil in Verbindung damit. Denn die „besiegten Staaten", mit denen Italien geht, fordern als Vorbedingung für die Einigung Europas die Revision des Vertrages von Versailles und zugleich im unbewußten Widerspruch damit seine Erfüllung in einem einzelnen Punkte, nämlich die *allgemeine* Abrüstung. Mit ihnen geht ein Stück weit *England*, dessen Sprecher in Genf vor allem Henderson war. Das Problem spitzt sich in die beiden Losungen zu: *„Zuerst Abrüstung — dann Sicherheit!"* oder: *„Zuerst Sicherheit — dann Abrüstung!"* Zu jener bekennen sich die „Besiegten", aber auch Italien und England, zu dieser Frankreich und seine jetzigen Verbündeten. Wir haben einst in diesen Blättern ausführlich das Problem behandelt [1]) und haben damals für die von uns wohl zuerst formulierte Losung: „Zuerst Abrüstung — dann Sicherheit" sogar von Völkerbundsfreunden das Kompliment: „Bêtise" (Blödsinn) geerntet. Ob sie es gegenüber Henderson und Curtius wiederholen werden? Nun ist aber das Problem heute dadurch tragisch verwirrt, daß die erstere Losung im Munde eines Mussolini und der ungarischen und deutschen Nationalisten selbstverständlich eine *Heuchelei* ist. Denn ihnen ist es zuallerletzt um wirkliche Abrüstung und Frieden zu tun, sondern sie wollen die Abrüstung der *Andern*, besonders Frankreichs, um dann selbst die Ueberlegenen zu sein — ein Umstand, auf den besonders *Förster* immer wieder hinweist.

Wie sollen wir uns dazu stellen? Wieder überlasse ich es vorläufig dem Leser, selbst die Lösung zu finden. Jedenfalls ist dies nun ein Hauptproblem des Pazifismus. Und jedenfalls ist die Art nicht zu billigen, wie *Briand* in seiner Schlußrede die *erste* Losung vertreten hat; denn damit hat er allen Militaristen, nicht zuletzt den schweizerischen, Wasser in Strömen auf ihre Mühle geleitet. Eine derartige Reaktion auf die bekannte Indiskretion der Frauen (die bedauernswert, aber keine Todsünde war) ist nicht zu rechtfertigen. Briand ist auch keine *große* Gestalt, — er ist kein Wilson!

Man hat im übrigen in Genf über die Angleichung des bisherigen Völkerbundspaktes an den Kelloggpakt, die finanzielle Unterstützung angegriffener Staaten, das Minoritätenproblem, die Reorganisation des Sekretariates verhandelt, überall, ohne daß viel dabei herausgekommen wäre. Daß die *Schweiz*, unter „Führung" ihres größten — Redners (bitte ja nicht ein anderes Wort brauchen!) so ziemlich überall das Gegenteil von dem vertreten hat, was eine *wirkliche* Schweiz zu vertreten hätte, ist nachgerade so selbstverständlich, daß man gar nicht mehr davon reden muß.

Fruchtbarer war wohl die Diskussion der *Wirtschaftsfragen*.

Was soll man über die ganze Sitzung sagen? Nur solche, die ganz genau

[1]) Vgl. „Neue Wege" 1925, S. 106, meinen Aufsatz: „Sicherheit, Abrüstung, Schiedsgericht".

orientiert ſind, dürfen ſich hier ein Urteil erlauben. Die Atmoſphäre war durch allerlei Entwicklungen der letzten Zeit zu ſehr verdorben, als daß viel hätte erreicht werden können. Mir perſönlich ſcheint, der Völkerbund bleibe trotz allem, neben einem wieder erwachenden Sozialismus, unſere wichtigſte Hoffnung, ſoweit die *politiſche* Linie in Betracht kommt — ſelbſtverſtändlich!

Aber die Völker ſollten erwachen, bevor es zu ſpät iſt, die *Maſſen* — ach, die Maſſen, in deren Natur es liegt, daß ſie ſchlafen oder ihre Retter kreuzigen! Oder?

Werfen wir noch einen Blick auf die übrige Welt. In *Finnland* ſcheinen die neueſten Wahlen den faſchiſtiſchen Vorſtoß (was iſt die Lappobewegung denn anderes als eine Form von Faſchismus?) zum Stehen gebracht zu haben. Auch die *Belgier,* deren König doch den italieniſchen Kronprinz zum Schwiegerſohn hat, ſcheinen Muſſolinis Stirnrunzeln ſehr viel weniger zu fürchten, als die Söhne Tells oder wenigſtens deren politiſche Vertretung. Sie haben jenen Antifaſchiſten de Roſa, der einen Kronprinzen zu töten verſucht hatte, zu einer verhältnismäßig milden Strafe verurteilt. Ruſch ſtellt die beiden Verhaltungsweiſen in dem Satz zuſammen: „Die Schweizer haben Berge (er hätte hinzufügen können: für Hoteliers und Touriſten), die Belgier haben Männer." Das italieniſche *Todesurteil* aber über die vier *ſlowenijchen* blutjungen Leute, die in ihrem Haß gegen die faſchiſtiſche Tyrannei ſich zu Gewaltakten hatten hinreißen laſſen, hat beſonders durch die Form, in der es gefällt wurde (ohne jede Möglichkeit einer richtigen Verteidigung und ohne die Möglichkeit, Begnadigung anzurufen) und durch die Art, wie es vollſtreckt wurde [1]) in allen ſüdſlawiſchen Völkern eine ungeheure Empörung und Verbitterung hinterlaſſen, die ihre ſchlimme Frucht tragen wird. Ob die *Balkankonferenz,* die auf

[1]) Man leſe nur folgende Beſchreibung der Hinrichtung, die keines Kommentars bedarf:

„Nach der Verkündigung des Urteils in Trieſt wurden die vier zum Tode Verurteilten in ihre Zellen abgeführt. Sie ſchliefen faſt augenblicklich ein, da ſie durch die langen Verhöre und die endloſe Verhandlung todmüde waren.

Um 2 Uhr nachts wurden ſie geweckt, und es wurde ihnen mitgeteilt, daß ſie um 6 Uhr früh erſchoſſen werden würden. Die Verurteilten nahmen dieſe furchtbare Nachricht vollkommen ruhig hin, ohne äußerliche Erregung, und ohne auch nur ein einziges Wort zu ſprechen, kleideten ſie ſich an. Auf die Frage, ob ſie noch irgendeinen letzten Wunſch hätten, gaben ſie keine Antwort.

In vollkommener Stille wurde das Gefängnis verlaſſen. Kaum hatten die Verurteilten das Gerichtsgebäude verlaſſen, wurden die vier Menſchen von einer Abteilung von 600 faſchiſtiſchen Milizſoldaten umringt. In Ketten, von Prieſtern begleitet, traten ſie den mehr als acht Kilometer langen ſchrecklichen Todesmarſch an.

Beim Friedhof des Dorfes Badovizzi, nahe der jugoſlaviſchen Grenze, machte der traurige Zug Halt. Dieſes Dorf liegt auf dem Karſtplateau und wird ausſchließlich von Slowenen bewohnt. Man wählte dieſen Ort abſichtlich, um die Slowenen einzuſchüchtern und herauszufordern. Die 600 faſchiſtiſchen Milizſoldaten warteten nur auf den Augenblick, da das Volk verſuchen würde, ihnen die Opfer zu entreißen.

Die Soldaten bildeten ein großes Viereck um die Verurteilten. Von neuem wurde ihnen das Todesurteil vorgeleſen und ihnen bekanntgegeben, daß es in wenigen Minuten vollzogen werde.

Die jungen Menſchen ſtanden ſtarr wie Bildſäulen und blickten mit abweſenden Augen die Geiſtlichen an, die verſuchten, ihnen Troſt zuzuſprechen. Um drei Viertel 6 Uhr traten 56 Soldaten in zwei Gliedern an und richteten die Mündungen der Gewehre auf die vier Verurteilten. Gerade in dieſem Augenblick ging über der Karſtebene die Sonne auf.

Man band die vier jungen Leute an Stühle und verband ihnen die Augen. Dann wurden ſie mit dem Rücken gegen die Mündungen der Gewehre umgedreht. Zehn Minuten vor 6 Uhr krachten die Schüſſe . . ."

Veranlaſſung des letztjährigen Friedenskongreſſes in Athen nun in dieſer Stadt tagt und von der es heißt, daß ſie bereits eine *Balkanunion* beſchloſſen habe, wohl zu einem Gegengewicht gegen Muſſolinis beherrſchenden Einfluß auf dem Balkan und die verſuchte Iſolierung Jugoſlawiens werden kann? Ob die neueſte Regierungskriſe in *Rumänien* eine Wendung zum Faſchismus bedeutet? Wie es in *Polen* gehen wird? Iſt Pilſudſky aus einem Sozialiſten endgültig ein Faſchiſt geworden? Kann man die Verhaftung und Einkerkerung der Führer der Oppoſition noch irgendwie rechtfertigen? Was wird aus dem *Bund der öſtlichen Agrarſtaaten*, den man in Warſchau und ſpäter auch in Genf diskutierte? Hoffentlich wird etwas daraus und zwar etwas Gutes.

Die Anzeichen mehren ſich, daß in *Italien* die Herrſchaft des Faſchismus zu Ende gehe. Muſſolini hat neuerdings eine verhältnismäßig kleinlaute und ſogar kriegsgegneriſche Rede gehalten. Der Rücktritt des bisherigen Generalſekretärs der Partei, Turati, wird als übles Vorzeichen ausgelegt. Die antifaſchiſtiſche bürgerliche und ſozialiſtiſche Oppoſition hat ſich in Paris geeinigt. Auch ſie ſcheint mit dem nahen Sturz des Regimes zu rechnen. Denn ſie gibt ein Manifeſt heraus, das in allgemeinen Zügen die Art und Weiſe feſtlegt, wie der Faſchismus liquidiert und der Neubau Italiens orientiert werden müſſe. Es iſt ein Dokument, das in ſeinem Edelſinn und Freiheitsgeiſt gewaltig gegen Stil und Geiſt der faſchiſtiſchen abſticht. [1])

Die revolutionären Ereigniſſe in *Südamerika* ſcheinen auch eine Auflehnung gegen korrupte Diktaturen zu ſein, wie ſie dort bisher nur zu ſehr üblich geweſen ſind, alſo auch etwas wie ein Erwachen. In *Rußland* iſt der Fünfjahrplan jedenfalls arg ins Stocken geraten und der Stalinkurs dürfte auch ſeinem Ende entgegengehen. [2]) Ob dort wohl der ſchon lange vorausgeſetzte „Thermidor" naht? Die

[1]) „Dieſes Programm verdichtet ſich, jeden Kompromiß verſchmähend, in einer *abſoluten Antitheſe*, nicht bloß zum Faſchismus ſelbſt, ſondern auch darüber hinaus zu den moraliſchen und ſozialen Urſachen und zu den politiſchen Einrichtungen, die ihn möglich gemacht haben. Die Nachfolge des Faſchismus muß zur *republikaniſchen Demokratie* zurückkehren, *nicht* zu einer andern *Diktatur* nach der entgegengeſetzten Seite hin." „Es öffnet den *Arbeitermaſſen* den Weg zur Erfüllung all ihrer berechtigten Forderungen und bereitet ihre Befreiung von jeder Ausbeutung vor." „In Bezug auf die *auswärtige* Politik vertritt die Vereinigung eine Politik, welche Italien mit den andern Völkern im Rahmen eines demokratiſchen Völkerbundes verknüpft, der ein Vorläufer der Vereinigten Staaten Europas und der ganzen Welt ſein ſoll, damit es darin die Erfüllung ſeiner nationalen Anſprüche finde und den andern Völkern ſeinen beſondern Beitrag zu der gemeinſamen Arbeit am Bau einer neuen, freien, von der Geißel des Krieges erlöſten Menſchheit bringe, die in Frieden und einer auf Schiedsgericht und Abrüſtung begründeten Gerechtigkeit geeinigt, auch keine nationale Minoritäten unterdrückenden Majoritäten und keine unterdrückten Minoritäten mehr kennt." (Heil für Südtirol!)

Wie anders klingt das, als muſſoliniſche Reden bisher tönten!

Man beachte auch das folgende Programmſtück: „Die Wiederherſtellung der nationalen Einheit und die *erneute Aufhebung der weltlichen Gewalt des Papſttums*, die klare Trennung von Kirche und Staat; die vollkommene Laïſierung aller nationalen Inſtitutionen und vor allem der Unterrichtsanſtalten; die gleiche Freiheit aller Kirchen im Rahmen des Rechtes der Aſſoziation." Das Papſttum könnte ſich mit ſeinem Bündnis mit dem Faſchismus arg in die Neſſeln geſetzt haben, wie im kleinern Maße, die Schweiz mit ihrem Servilismus gegen ihn. (Aus „Italia", Nr. 34. Die Sperrungen ſtammen von mir.)

[2]) Ueber die ruſſiſche Wirklichkeit geben ausgezeichnet Auskunft die drei Bücher von *Panait Iſtrati:* 1. „Auf falſcher Bahn", 2. „So geht es nicht weiter", „Rußland nackt". Sie enthalten eine Fülle von wohl nicht zu beſtreitenden Tatſachen. Iſtrati lebte als Kommuniſt lange in Rußland. Er iſt noch jetzt Kommuniſt, ſein Zeugnis wiegt darum dreifach ſchwer.

Erſchießungen, die dort neuerdings wieder an der Tagesordnung ſind, bedeuten jedenfalls ein übles Zeichen. Der Winter droht mit Hungersnot. In *China* iſt die Nanking-Regierung wieder obenauf. Es ſind wohl immer die im Hintergrund ſtehenden fremden Imperialiſten, die dieſe chineſiſche Welt verhindern, zum Frieden zu kommen. Doch darf nicht vergeſſen werden, daß nach alter chineſiſcher Tradition trotz Bürgerkrieg und Hungersnot die von einem neuen Geſchlecht getane Regenerationsarbeit zäh weitergeführt wird. Eines Tages wird der Erfolg daſtehen und das Angeſicht der Welt verändern. Von *Indien* hat man in der letzten Zeit bei uns etwas weniger gehört. Der Boykott der engliſchen Waren ſoll etwas nachgelaſſen haben. Die berühmte Round Table Conference naht heran. Inzwiſchen tagt die *britiſche Weltreichs-Konferenz* (Empire Conference), die wahrſcheinlich einen Fortſchritt in der Auflöſung des Reiches zu einem freien britiſchen Völkerbund und damit zugleich eine innere Stärkung des Reiches bringen wird. Möchte es damit auch Raum für ein freies Indien finden.

2. Militarismus und Antimilitarismus.

Die Verfinſterung Europas mit der neuen Drohung von Völkerkrieg und Bürgerkrieg müßte alle Friedenskräfte und Friedensbewegungen zu neuem Eifer und zur Anpannung aller Kräfte bewegen. Dreierlei iſt vor allem nötig: Einmal die möglichſte Konzentration all dieſer Kräfte und Bewegungen zu einer wirkſamen Macht, die nicht mehr von den Militärs und Politikern als quantité négligable betrachtet werden darf. Sodann: eine *Aufweckung der breiten* Maſſen zur Erkenntnis der Lage und ihrer Pflicht — ſie muß, trotz allem, *verſucht* werden. Endlich: die Rückkehr der *ſozialiſtiſchen Arbeiterſchaft* und der ſozialiſtiſchen *Parteien* zu einem radikalen Antimilitarismus.

Einige Schritte in dieſer Richtung ſind getan worden. Bei Anlaß der letzten Tagung des Generalrates der internationalen Friedensgeſellſchaft hat man verſucht, alle „Friedenskräfte“ (forces pacifistes) zu größerer Einigkeit zuſammenzufaſſen. Die Frauenorganiſationen (die gleichen, die das berühmte Geſpräch mit Briand hatten), haben das Manifeſt herausgegeben, das man weiter hinten leſen wird. Die internationale Unterſchriftenſammlung der „Frauenliga“, über die das Juli/Auguſtheft orientiert hat, iſt in der Schweiz begonnen worden und hat großen Anklang gefunden. Eine ſolche für die Beſeitigung der *Militärpflicht*, ausgehend von dem „Vereinigten Friedensrat“, die mehr auf „prominente“ Namen ausgeht, ſoll in Bälde erfolgen. Der Gewerkſchaftskongreß in Paris (der ſogenannten Amſterdamer Gewerkſchaftsinternationale) hat eine warme Abrüſtungsreſolution angenommen. Der in dieſer Beziehung ſo entſcheidend wichtige internationale Transportarbeiter-Verband, der unter der Führung von Edo Fimmen ſteht, hat für den Fall eines Krieges aufs neue den Generalſtreik beſchloſſen. Die Zweite Internationale aber hat ein Abrüſtungsmanifeſt herausgegeben und verfolgt durch ihr Bureau in zäher und gründlicher Arbeit alle Probleme der Abrüſtung.

Dies und vieles Andere ſolcher Art iſt gewiß gut. Nur iſt es noch zu ſchwach und zu unſicher, auch noch zu wenig konkret, realiſtiſch und zugleich radikal auf die unbedingte Verhinderung des Krieges zugeſchnitten. Im Sozialismus gibt es noch zu viele Boncours, de Broukères, Severings, oder um ein paar Stufen tiefer zu ſteigen, Nicoles, Grimms und Nobs, und der Pazifismus iſt noch oft viel zu opportunitiſch und ängſtlich, ja feige. So lange das ſo iſt, werden die Militariſten immer frecher und ihr Anhang immer ſicherer. Davon iſt das neue *ſchweizeriſche Militärbudget*, das nun offiziell von 85 auf 100, faktiſch von 100 auf 120 Millionen anſteigt („moraliſche Abrüſtung“) ein Zeichen. Es erwahrt ſich die Vermutung, daß der neue „Kriegsminiſter“ Minger infolge ſeiner Unſelbſtändigkeit den Militärs viel mehr zu Willen ſein werde, als ſein bedeutenderer und klügerer Vorgänger Scheurer. Ein Skandal war das Defilee-Theater, das den Abſchluß der diesjährigen „großen Manöver“ der Schweiz bildete, zu dem die Bevölkerung mit allen Mitteln der Propaganda angelockt wurde, Schulen wie Beamte der Bundesſtadt einen Frei-Tag bekamen und ſo fort. Wieder unſere „moraliſche Abrüſtung“.

Den Beförderern dieſes Treibens paßte natürlich die Vortragsreiſe des Generals von *Schönaich* in der Schweiz nicht. Gegen einen Vertreter der von unſeren Offizieren ja ſonſt als Raſſe von Uebermenſchen angeſtaunten preußiſchen Offizierskaſte konnte man nicht ſo leicht mit den Schlagworten von „Schwärmerei" oder „Dilettantismus" aufkommen. Unſere Sonntagsoffizierlein hätten zwar nicht allzu ungern einem Manne, der den ganzen Weltkrieg, zum Teil an der Front, mitgemacht, vorgehalten, er verſtehe von ſolchen Dingen nichts, aber ſo recht wagten ſie's doch nicht. Seine Vorträge fanden unter mächtigem Zudrang ſtatt (in Zürich vermochte der gemietete Saal kaum die Hälfte der Herbeigeſtrömten zu faſſen) und machten beſonders durch ihre erfriſchende Volkstümlichkeit großen Eindruck. Durch *Ray Newton*, den ausgezeichneten amerikaniſchen Sekretär der Friedensarbeit der *Quäker*, erfuhr unſer Zürcher Kreis zu ſeiner Stärkung von der großen Arbeit, die in unſerem Sinne auch in den Vereinigten Staaten getan wird und der Friedensgeſinnung der großen Mehrheit ihrer Bevölkerung.

Ueber den augenblicklichen Stand der *Dienſtverweigerung* bin ich wegen einem zeitweiligen Ausſetzen von deren internationalen Organen nicht genügend orientiert. Sie geht jedenfalls vorwärts. In Bern hat kein geringerer als unſer Freund Dr. *Max Weber*, der Leiter des Gewerkſchaftsbundes und der ſozialiſtiſchen Bildungsarbeit der Schweiz, verweigert. Die Verhandlung, die vorläufig ohne Ergebnis verlief, ſei durch das Militärgericht, in ſtarkem Gegenſatz zu Zürich, ſehr anſtändig geführt worden.

In Olten aber wird der „*Helfer*" von Adrian von Arx aufgeführt — endlich!

3. Soziales und Sozialiſtiſches.

Der am meiſten hervortretende Zug an der Weltlage iſt neben der neuen Völkerkriegsgefahr die näher kommende *wirtſchaftliche und ſoziale Kataſtrophe*. Die dunkle Woge der *Arbeitsloſigkeit* wächſt unaufhaltſam. In England hat ſich die Zahl der von ihr Betroffenen während einer einzigen Woche um rund 100.000 vermehrt. In Deutſchland hat ſie 3 Millionen erreicht. Man rechnet auf den Winter mit 5 Millionen, wozu immer etwa je 3 Angehörige kommen! Wo ſoll das enden?

Auch der ſozialiſtiſche *Bruderzwiſt* geht weiter. Er wütet auch innerhalb der ſozialiſtiſchen Parteien ſelbſt. In der Schweiz geht die Zerſetzung des Kommunismus weiter. Leider müſſen wir die im letzten Hefte gebrachte Ehrenmeldung in Bezug auf *Bringolf* ſchon zurücknehmen. Man hat ihn offenbar in Moskau, wohin er befohlen worden iſt, mores gelehrt und laudabiliter se subjecit — ein gebrochener Mann! In *Deutſchland* iſt, wie ſchon bemerkt wurde, die kommuniſtiſche Flut wieder geſtiegen, bis auf 77 Vertreter im Reichstag. Bei uns treiben Bundesrat und Kantonsregierungen durch ganz unnötige Verbote kommuniſtiſcher „Treffen" immer wieder kommuniſtiſche Propaganda. In *Rußland* beziehen ſich die Erſchießungen, wie es ſcheint, wieder ſtark auf gegneriſche *Sozialiſten*.

Nicht weniger bedrückend iſt es, wenn ein Vertreter der engliſchen Labour Party im Parlament erklärt, daß die Regierung der Verkauf von 60 Panzerwagen an Rußland erlaubt hätte, „weil ſonſt andere ſie geliefert hätten". Und das Vorgehen in Indien!

4. Schweizeriſches.

Wir werden in der Schweiz darauf gefaßt ſein müſſen, daß von Deutſchland her die Wellen beſonders des Nationalſozialismus auch zu uns herüberſchlagen werden, denn der Deutſchſchweizer iſt und bleibt unheilbar Nachahmer und Nachbeter alles deſſen, was jenſeits des Rheins im Schwunge iſt, freilich mehr des Verkehrten als des Guten. Es wird nur alles um ein paar Grade geiſtloſer ſein. So der Antiſemitismus, der auch bei uns wächſt, als eines der Symptome der zunehmenden geiſtigen Verrohung großer Kreiſe. Für Hitler ſind ja ſchon vor Jahren in der Schweiz rund 340.000 Franken geſammelt worden. Ausgerechnet für Hitler! Vor Jahren ſchon hat der Schreibende aus „gut bürgerlichen" Kreiſen Briefe voll Triumph über das

Auftreten dieſes Retters vom Judentum und Sozialismus bekommen. Ja, die Juden, das iſt ſchon die ſchwerſte Gefahr der Schweiz!

Gegen die kommenden Stürme regt ſich ſchon der ſpezifiſche Inſtinkt des Neuſchweizers: die *Neutralität!* Ja nicht Partei nehmen, neutral bleiben! Als ob der Kampf gegen den Geiſt des Nationalſozialismus, wie des Faſchismus überhaupt, nicht ein Kampf um die Lebensgrundlagen der Schweiz wäre! Aber nein, es ergeht die Loſung: „Alle Murmeltiere, verkriecht euch!"

Der Faſchismus in der Form, wie ihn urſprünglich die Action française vertrat (ohne jenen Namen), hat bekanntlich in *Profeſſor de Reynolds* in Bern ſeinen wirkſamſten Verkündiger. Der Regierungsrat von Bern hat nun die gegen ihn gerichtete Petition abgewieſen, mit Gründen, die wir billigen, die wir aber gern auch den antimilitariſtiſchen Lehrern und Pfarrern gegenüber angewendet ſähen. Statt deſſen leſen wir eine Rede von einem Bundesrat *Schultheß*, einem Vertreter des Geiſtes dieſer Kreiſe, worin mit einer neuen *Lex Häberlin* gedroht wird, die ſich dem Schein nach gegen die Kommuniſten, in Wirklichkeit aber gegen die Antimilitariſten wendete. Denn gegen dieſe wird offenbar die rettende Bedeutung der „Armee" betont, und dieſe ſind wohl die „gewiſſen Leute, deren Treiben man nicht länger zuſchauen wolle". Wilhelm Tell mit dem Maulkorb!

5. Kultur und Unkultur.

Auch auf der ethiſch-kulturellen Linie geht es reißend ſchnell „dem Niagara entgegen und hinunter". Alles Heilige verfällt der Gier oder der geiſtigen Zerſtörungswut eines gottlos gewordenen Geſchlechts.

Die Folgen werden nach und nach reifen. Gelegentlich fährt aus den vergeſſenen und geſchändeten Geſetzen der Natur und der ſittlichen Weltordnung ſchon jetzt ein Blitz hervor. Einen ſolchen muß man wohl den von einem kleineren auf deutſchem Boden begleiteten ſchauderhaften *Untergang* des rieſigen *engliſchen Luftſchiffes* R 101 auf ſeiner Fahrt nach Indien nennen. Zwar kennen wir auch ſchauderhafte Eiſenbahnunfälle und Schiffsuntergänge auf dem Waſſer, aber dieſe Luftſchiffkataſtrophe hat doch etwas beſonders Schreckliches: 50 lebensfrohe Menſchen im Schlaf überraſcht, in einem Augenblick zu Kohle verwandelt! Es würde wohl ein Aufſchrei der Anbeter des Records erfolgen, wenn man daraus eine Warnung vor dieſem Götzendienſt ableitete; aber ich denke, nicht entziehen werde man ſich doch dem Eindruck können:

„Tand, Tand,
Sind die Werke von Menſchenhand."

Ich wage auch die, vielleicht auch anſtößige, Meinung auszuſprechen, daß die erſchreckend vielen Eiſenbahn- und Tramunfälle (letztere beſonders in Zürich häufig) mit der *Hetze* zuſammenhängen, welche die Seele und die Nerven betäubt. Auf dieſer Linie könnten, wenn nicht Umkehr erfolgt, noch allerlei „Wunder" erlebt werden, aber nicht erfreuliche.

„Kehret um" — auf der ganzen Linie!

*

Es iſt ein finſteres Bild, gewiß! Wir dürfen es nicht heller machen, als es iſt. Aber es iſt nicht ohne Hoffnung und Verheißung. Im Gegenteil. Und es heißt: „Denn auch Finſternis nicht finſter iſt bei dir und die Nacht leuchtet wie der Tag. Finſternis iſt wie das Licht." (Pſalm 139, 12.)

7. Oktober 1930. *L. R.*

Aufruf der Frauen an die Staatsmänner der ganzen Welt.

Die unterzeichneten Organiſationen, die 56 Länder und mehr als 46 Millionen Frauen vertreten und die auf verſchiedene Weiſe in aller Welt für internationale Verſtändigung und Zuſammenarbeit wirken, halten es für ihre Pflicht, die Aufmerkſamkeit der ganzen Menſchheit auf folgende Tatſachen zu lenken:

In der Preſſe, im Publikum und in Regierungskreiſen macht ſich mehr und

mehr die erſchreckende Tendenz geltend, die Möglichkeit eines Krieges zu diskutieren oder auch nur dieſe Diskuſſion zuzulaſſen. Es geſchieht dies trotz feierlichen Kriegächtungspaktes, der von 57 ziviliſierten Nationen unterzeichnet worden iſt.

Damit verſetzt man nicht nur der nationalen Ehre der Unterzeichner des Briand-Kellog-Paktes einen Schlag ins Geſicht, ſondern es bedeutet auch eine direkte Bedrohung der Jugend im beſonderen und der Menſchheit im allgemeinen. *Das kann und darf nicht geduldet werden!*

Mitten in einer Zeit geſchäftlicher Depreſſion und wirtſchaftlichen Kriegszuſtandes erdrückt uns die Laſt nie dageweſener Rüſtungen. In dieſem kritiſchen Augenblick von Unruhe und Verwirrung verlangen wir nach einem energiſchen Eingreifen aufbauender Kräfte.

In der Ueberzeugung, daß die Arbeit am Friedenswerk die dringendſte Aufgabe darſtelle, die heute der Menſchheit zufällt, wenden wir uns nicht nur an die großen Organiſationen, ſondern auch an jeden einzelnen rechtlich denkenden Menſchen, beſonders aber an die Frauen, die als erſte die Koſten für verlorene Menſchenleben zu tragen haben, damit alle ſich ihrer Verantwortung und ihrer perſönlichen Wirkungsmöglichkeit bewußt werden. Wir bitten jeden, ſeinen ganzen Einfluß im Sinne einer Bekämpfung der Idee geltend zu machen, daß irgend ein Problem welcher Art es auch immer ſei, durch die Anwendung von Gewalt zu löſen wäre. Wir bitten ihn ferner, durch Wort und Tat gegen die pſychologiſchen Kriegsurſachen: Furcht, Unwiſſenheit und Habſucht, anzukämpfen und unermüdlich die Erkenntnis zu fördern, daß die Menſchheit eine Einheit bildet und die Nationen von einander abhängig ſind.

Endlich verlangen wir von unſeren Staatsmännern, die durch den Willen des Volkes gewählt ſind, daß ſie ſich der Größe ihrer Aufgabe gewachſen zeigen, indem ſie ihre ganze Kraft und nationale Ehre für die ſtrikte Beobachtung und unbedingte Reſpektierung des Briand-Kellogg-Paktes einſetzen, der die Rettung der Menſchheit bedeutet.

Internationaler Frauenbund: Iſhel Aberdeen Temair.
Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit: Jane Addams.
Chriſtlicher Weltbund weiblicher Jugend: C. M. van Aſch van Wyck.
Weltbund für Frauenſtimmrecht u. ſtaatsbürgerl. Frauenarbeit: M. I. Corbett Aſhby.
Frauenweltbund zur Förderung internationaler Eintracht: Clara Guthrie d'Arcis.
Internationaler Akademikerinnenbund: Winifred Cullis.

Die Jungevangeliſche Vereinigung für Politik zur Frage eines europäiſchen Bundes. Der Vorſtand der Jungevangeliſchen Vereinigung für Politik hat zur Frage eines europäiſchen Bundes grundſätzlich und ohne auf Einzelheiten einzutreten, folgendermaßen Stellung genommen:

Wie im vergangenen Jahrhundert für verſchiedene Staaten der Zeitpunkt zu einer nationalen Einigung gekommen war, ſo dürfte heute der geſchichtliche Augenblick eingetreten ſein, wo zur Schaffung einer übernationalen Staatsorganiſation geſchritten werden kann.

Das europäiſche Völkerleben hat ſowohl auf geiſtigem, kulturellem und wiſſenſchaftlichem, wie auch auf wirtſchaftlichem und techniſchem Gebiete einen ſolchen Grad der Verbundenheit erlangt, daß es ein dringliches Gebot der Stunde geworden iſt, dieſe Zuſammenarbeit der Völker Europas auch politiſch zu organiſieren und auf eine neue, dauernde Grundlage zu ſtellen.

Der europäiſche Frieden, mit dem die Wohlfahrt aller europäiſchen Völker ſteht und fällt, kann nur auf dem Wege einer europäiſchen Union wirkſam gefördert werden.

Damit aber dieſe Union ihren Zweck erfüllen kann, iſt es notwendig, daß die einzelnen Staaten auf ihre abſolute Selbſtändigkeit verzichten.

Weil der Völkerbund einen Zuſammenſchluß möglichſt aller Staaten auf entſprechend breiter Grundlage darſtellt, hat er neben einer europäiſchen Union durchaus ſeine Berechtigung. Allerdings darf durch die Inſtitution des Völkerbundes die

notwendige und weitergehende Beſtrebung zur Schaffung einer übernationalen Staatsorganiſation nicht beeinträchtigt werden.

Im ſchweizeriſchen Bundesſtaat hat der Gedanke einer europäiſchen Union ein lebendiges Vorbild. Es iſt folglich ein echt ſchweizeriſcher Gedanke, der heute auf europäiſchem Gebiete wirkſam zu werden beginnt. Daher iſt die Schweiz auch in beſonderer Weiſe berufen, ſich für ihn einzuſetzen.

Die Jungevangeliſche Vereinigung für Politik ſpricht auf Grund obiger Ueberlegungen den Wunſch aus, der Gedanke einer europäiſchen Union möchte durch die Schweiz eine tatkräftige Förderung erfahren.

Anmerkung der Redaktion. Wir freuen uns, eine Stimme aus der Jugend weitergeben zu dürfen, die zeigt, daß nicht alle Schweizer mit der Politik der „splendid isolation" einverſtanden ſind, die Motta und ſeine Freunde, ganz gegen den Sinn und das Exiſtenzrecht der Schweiz, treiben.

„*Gegen den Marxismus.*" Das iſt nun ein Feldgeſchrei des Faſchismus aller Sorten geworden. Gemeint iſt ja wohl *aller* Sozialismus, ſofern er nicht „Nationalſozialismus" iſt. Infolge davon iſt für uns Andere, die wir den Marxismus (was noch nicht heißen will: Marx), aus gänzlich von denen des Faſchismus verſchiedenen Gründen ablehnen, nämlich gerade um des Sozialismus willen, ſehr ſchwer gemacht, „gegen den Marxismus" zu kämpfen. Denn für die Bundesgenoſſenſchaft des Faſchismus danken wir natürlich.

Aber es darf uns doch zu denken geben, wenn der Kampf gegen den Sozialismus nun dieſe Geſtalt annimmt, daß er ſelbſt den Sozialismus auf ſeine Fahne ſchreibt, aber vorgibt, den „Marxismus" zu beſtreiten. Darin ſcheint das Gefühl zum Ausdruck zu kommen, daß der Sozialismus ſelbſt eine unüberwindliche und höchſt aktuelle Sache ſei, daß es aber wohl möglich wäre, den „Marxismus" zu überwinden. Auch ſonſt kann man immer wieder beobachten, wie die Gegner des Sozialismus verſuchen, dieſen auf die Linie des „Marxismus" zu drängen oder dort feſtzuhalten. Sollte darin für eine einſichtige ſozialiſtiſche Taktik nicht ein bedeutſamer Wink gegeben ſein? Sollte es nicht gut ſein, wenn ſich der Sozialismus aus der Umzäunung einer zum großen Teil doch einfach unhaltbar und rückſtändig gewordenen Doktrin befreite, um ſo die volle Weite des Spielraums und Freiheit des Flügelſchlages zu gewinnen?

Dieſes und jenes über Religion und Sozialismus.[1]) 1. Die Vereinigung mit dem merkwürdigen Titel: „*Für das Chriſtentum*", der den Eindruck erweckt, als ob es ſich um eine zerfallene Burg oder ein halb bankrottes Geſchäft handle, dem man durch eine Geldſammlung zu Hilfe kommen müſſe, hat bekanntlich eine große Agitation entfaltet, um durch eine Petition den Bundesrat und durch ihn den Völkerbund zu bewegen, daß er der in und durch Rußland bedrohten „Gewiſſensfreiheit" zu Hilfe komme. Es iſt ihr gelungen, etwa 70,000 Unterſchriften zuſammen zu bringen. Natürlich, wenn man den Moskauer Popanz zeigt!

Viele Worte ſind über dieſes Unternehmen nicht zu verlieren. Sicher iſt in Rußland die Gewiſſensfreiheit bedroht. Aber nur in Rußland? Nicht auch in der Schweiz? Oder wie ſteht es mit den Dienſtverweigerern, den antimiliteriſtiſchen Pfarrern und Lehrern? Oder mit der Möglichkeit, in unſern Zeitungen mit der Wahrheit zu Worte zu kommen? Oder wenn wir von dem Allernächſten abſehen — wie ſteht es mit dem faſchiſtiſchen Italien? Gibt es dort Gewiſſensfreiheit? Wenn „Für das Chriſtentum" das behaupten wollte, dann müßte es eine ſeltſame Vorſtellung von „Gewiſſensfreiheit" haben und wäre wenig berufen, für dieſe zu kämpfen, wenn nicht, iſt man dann bereit, eine ähnliche Petition in Bezug auf Italien zu veranſtalten? In dieſem Falle unterſchreibe ich ſofort auch die andere. Iſt man bereit?

[1]) Dieſer Artikel ſollte im Septemberheft erſcheinen, mußte dann aber im letzten Augenblick zurückgeſtellt werden.

Was aber Rußland betrifft, ſo muß ich hier eine Erinnerung auffriſchen. Jahrhundertelang hat über Rußland der Zarismus ſeine Nacht ausgebreitet. Ich wähle das Wort „Nacht“ abſichtlich mit Beziehung auf das Buch von *Vera Figner*: *„Nacht über Rußland“*. Wenn der Zarismus auch nur das auf dem Schuldkonto gehabt hätte, was dieſes Buch berichtet, ſo hätte die ganze chriſtliche Welt „für das Chriſtentum“ gegen ihn aufſtehen müſſen. Aber was iſt von der Schweiz aus *dagegen* geſchehen? Als der Schreibende einmal für einen ruſſiſchen Revolutionär eintrat, den das Bundesgericht dem zariſtiſchen Henker auslieferte, was gab es da für ein Geſchrei aus den gleichen Kreiſen, die jetzt ſo eifrig „Für das Chriſtentum“ eintreten, wo es gegen den *Sozialismus* geht! Und noch etwas: Kurz vor dem Weltkrieg ſollte aus der Schweiz ein Proteſt gegen eine zariſtiſche Greueltat (oder wars eine Petition für einige ſchwer Bedrohte?) ergehen. Ich weiß, daß wir damals aus bürgerlichen Kreiſen nicht ſo viele Unterſchriften bekamen, als an einer Hand Finger ſind.

Im Angeſicht dieſer Tatſachen überlaſſe ich es den Leſern, für das Vorgehen von „Für das Chriſtentum“ das Wort zu brauchen, das ihnen dafür paſſend erſcheint. [1])

2. Die Kreiſe der „Evangeliſchen Volkspartei“ und andere ereifern ſich über einen Beſchluß der mehrheitlich ſozialiſtiſchen Bezirksſchulpflege der Stadt Zürich, wonach das *Schulgebet* unterlaſſen werden ſoll, ſobald Eltern von Schülern dagegen Einſpruch erheben. Es iſt zuzugeben, daß dieſer Beſchluß *unehrlich* iſt, wie die geſamte Freidenkerei der zürcheriſchen Sozialdemokratie, die nicht offen hervorzutreten wagt und doch verbiſſen ihre Ziele verfolgt. Denn es iſt klar, daß ſolche Eltern leicht zu beſchaffen ſind! Aber verdient das Schulgebet ſoviel Aufregung? Den Sinn und Wert des Gebets, des rechten und ernſthaften,

[1]) Zu meiner nicht geringen Verwunderung habe ich geſehen, daß im „Reformierten Kirchenblatt“ (Nr. 19) auch einige Freunde für die dargeſtellte Aktion eintreten. Ich glaube, daß ſie ſich darin prokavieren. Es handelt ſich bei den Initianten dieſes Feldzuges um Tendenzen, denen wir Andern mit Schärfe entgegentreten müſſen. Sie ſtehen jedenfalls dem Faſchismus nahe.

Meine eigene Anſicht über die ruſſiſchen Vorgänge habe ich in den „Neuen Wegen“ genügend dargeſtellt. Zum Unterſchied von einigen weiter „links“ ſtehenden Freunden halte ich daran feſt, daß der Kampf gegen Religion und Kirche, vor allem gegen das offizielle Chriſtentum, in Rußland *Tatſache* iſt und daß dahinter oft geradezu ein Gottes- und Chriſtushaß ſteht. Aber dieſe gewaltige Tatſache iſt nach meiner Anſicht für uns viel mehr ein Anlaß zur *Buße* als zu ſelbſtgerechten *Proteſten*. Proteſte ſind auch nötig; ich ſelbſt habe einen ſolchen verfaßt und unterzeichnet; aber ſie müſſen von einem *andern* Geiſt inſpiriert ſein, als der von der Vereinigung „Für das Chriſtentum“, ſie müſſen frei ſein von ſelbſtgerechter Heuchelei. Sonſt ſind ſie weniger als nichts wert.

Bei dieſer Gelegenheit möchte ich gern mitteilen, daß wir nun das Buch beſitzen, von dem wir mit gutem Grunde annehmen dürfen, daß es uns über den ruſſiſchen Religionskampf ebenſo gut orientiere wie Feiler und Iſtrati über die politiſche und wirtſchaftliche Seite des bolſchewiſtiſchen Regimes. Es ſtammt von dem Fürſten *Gregor Trubetzkoy* und iſt im Verlag *Hans Harder* in *Wernigerode* am Harz erſchienen. Sein Titel lautet: *„Die Glaubensverfolgung in Sowjetrußland. Der Kampf gegen Gott und die Verteidigung des Glaubens in der heutigen Sowjetunion“*. Herausgeber iſt der bekannte Profeſſor *Nikolaus von Arſewiew*. Trubetzkoy wie Arſewiew ſind gläubige Vertreter der ruſſiſchen Kirche; eine Vorliebe für den Bolſchewismus wird man bei dieſen verkannten und verfolgten Bekennern und Märtyrern (von Arſewiew weiß ich zufällig, wie Schreckliches ihm die Bolſchewiki angetan haben) nicht vorausſetzen. Deſto ſicherer darf man ſich auf ſie verlaſſen, wenn ſie eine ruhige, offenbar ſtreng ſachliche, aus Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, aber auch aus Liebe ſtammende Darſtellung geben, die nichts von den jetzt vielfach umgehenden Greuelberichten an ſich hat.

kann man nicht hoch genug ſchätzen, aber glaubt man wirklich, daß dieſer Sinn und Wert durch ein ſo oft bloß formelles Schulgebet zum Ausdruck komme? Beſagt die Erfahrung nicht beinahe das Gegenteil? Fallen all dieſe Arten von Gebet nicht unter das Wort Jeſu vom Geplapper der Heiden?

Ich meine, unſere „Poſitiven" faſſen dies Problem und alle ähnlichen gänzlich von der falſchen Seite an.

3. Ueber die Abſichten des Freidenkertums, beſonders des ſozialiſtiſchen, kann im übrigen kein Zweifel beſtehen. Da iſt z. B. die Bewegung der *„Kinderfreunde"*, die in der „Kinderrepublik" am Thunerſee zum auffallenden Ausdruck kam. Es iſt, je nach der Leitung, gewiß viel Gutes daran. Und die Aufgabe, die proletariſche Kinderwelt ſozialiſtiſch zu erziehen, ſie auch dem Einfluß ausgeſprochen bürgerlicher Religioſität zu entziehen, iſt wichtig und dringlich. Aber ebenſo liegt klar am Tage, daß die Bewegung nach dem Sinne ihrer *meiſten* Förderer der Religion und Kirche des Sozialismus dienen ſoll. Ihr wichtigſter Vertreter, Kurt Löwenſtein, ſteht durchaus auf dem Boden der marxiſtiſchen Religionstheorie. Beweiſe ſtehen zur Verfügung. Alſo nur eine neue Kirchlichkeit, bloß diesmal ſtatt der bürgerlich-chriſtlichen die ſozialiſtiſch-freidenkeriſche? Wäre damit viel gewonnen? Jedenfalls muß auf dieſe Seite der Sache hingewieſen werden. Sollte dieſes Bedenken unbegründet oder wenig begründet ſein, ſo bin ich für Aufklärung dankbar. Kurt Löwenſtein ſelbſt gilt übrigens auch bei anſtändigen Gegnern als ein ausgezeichneter Menſch.

4. Einiges Aufſehen wird wohl des auch bei uns in der Schweiz wohl bekannten *Profeſſors Hans Müller*, des Vorkämpfers des Genoſſenſchaftsweſens, Austritt aus der ſozialdemokratiſchen Partei erregen, der mit der Begründung erfolgt iſt, daß dieſe in Sachen von Chriſtentum und Kirche nicht neutral ſei, ſondern daß darin der freidenkeriſche Einfluß überwiege. Wir werden vielleicht auf die Sache zurückkommen. Ein Irrtum iſt es jedenfalls, wenn man in Bezug auf die religiöſe und kirchliche Haltung der ſozialiſtiſchen Arbeiterſchaft immer nur an „Volksrecht", „Tagwacht", „Freien Aargauer" und „Basler Arbeiterzeitung" denkt und die andere, an Zahl wohl überwiegende Richtung und die große Maſſe der Arbeiterſchaft ignoriert. Trotzdem — es muß in dieſer Sache zu *Entſcheidungen* kommen, und zwar bald.

5. Unſere *öſterreichiſchen Freunde* haben den Verſuch gemacht, in einer Art *Programm* ihrer Stellung zum Sozialismus und zur Sozialdemokratie einen kurzen und doch zuſammenfaſſenden Ausdruck zu geben. Man darf ſagen, daß dabei etwas ſehr Erfreuliches herausgekommen iſt. Wie die „religiöſen Sozialiſten" überall (auch wir ſchweizeriſchen „Religiös-Sozialen") verzichten ſie darauf, etwa von ihrem religiöſen Bekenntnis aus einen beſonderen Sozialismus zu konſtruieren, ſondern nehmen von dieſem Bekenntnis aus *Stellung* zum Sozialismus und zur ſozialiſtiſchen Arbeiterbewegung. Das tun ſie im Sinne einer religiöſen *Bejahung*. Dies bedeutet aber ſo wenig als bei uns ein einfaches und unbedingtes Jaſagen zum Programm der Sozialdemokratie oder zum marxiſtiſchen Dogma. In Sachen der „Weltanſchauung" und der „Kulturpolitik" (Schule, Erziehung, ſexuelles Problem und ſo fort) behalten ſie ſich ſelbſtverſtändlich vor, alles abzulehnen, was mit ihrem religiöſen Bekenntnis ſtreitet. Auch den ſozialiſtiſchen Parteien überhaupt, in concreto der Sozialdemokratie gegenüber, wird alle Freiheit gewahrt. Es wird vorausgeſetzt, daß die „religiöſen Sozialiſten" den Kampf des Sozialismus und auch der Arbeiterbewegung mitkämpfen, was bei den meiſten von ihnen aktive Mitgliedſchaft in Partei, Gewerkſchaft und Genoſſenſchaft bedeutet, aber das wird nicht *gefordert*, ſondern dem freien Entſchluß des Einzelnen überlaſſen und auf alle Fälle feſtgehalten, daß der „religiöſe Sozialismus" etwas *Umfaſſenderes* iſt, und, *grundſätzlich* geſprochen, auch *Größeres*, als jede politiſch-wirtſchaftliche Partei.

Wenn der Verſuch grundſätzlich unterbleibt, einen beſonderen „religiöſen Sozialismus" zu konſtruieren, ſo wird doch der andere nicht unterlaſſen, den ganzen Sozialismus vom Standpunkt des Glaubens aus zu beleuchten, wobei ſich von

ſelbſt ergibt, daß er im Ganzen und Einzelnen einen etwas andern Sinn bekommt als etwa in der marxiſtiſchen Orthodoxie. Man kann den Hauptunterſchied wohl durch das Stichwort bezeichnen, daß überall da, wo der Sozialismus, von einer beſtimmten, der naturaliſtiſch-mechaniſtiſchen Weltanſchauung her ſelbſt etwas Mechaniſch-Ungeiſtiges an ſich hat, eine *organiſch-geiſtige* Denkweiſe geſetzt wird. Daß ſich dies beſonders in allen „Kulturfragen" (im engern Sinne) geltend macht, liegt auf der Hand und iſt ſchon mitgeteilt worden. Ich würde darin da und dort noch etwas weiter auf der Ketzerlinie gehen.

Wir Schweizer mögen uns im Angeſicht dieſer Richtlinien fragen, warum wir nicht etwas Aehnliches geſchaffen haben. Wie oft kommt man in die Lage, mit kurzen Worten angeben zu ſollen, was wir eigentlich wollen, und wie viele Irrtümer könnte man durch ein ſolches kurzes Programm vermeiden! Nun könnten wir freilich antworten, wir hätten ſo etwas ſchon längſt und auf das Buch: *„Ein ſozialiſtiſches Programm"* hinweiſen, das aus der Arbeit eines Freundeskreiſes entſtanden iſt. Und in der Tat iſt es einfach ein Skandal, wie dieſe Leiſtung von Freund und Feind (zu dem vor allem die „Genoſſen" gehörten) ignoriert und totgeſchwiegen worden iſt. Wer heute ſich die Mühe nimmt, dieſes im Jahre 1919 entſtandene Buch durchzuarbeiten, der wird entdecken, daß ſeither in der ſozialiſtiſchen Gedankenbewegung nichts Weſentliches aufgetaucht iſt, was nicht ausführlich oder doch in nuce ſchon darin ſtünde. Und dazu Einiges, das noch in die Zukunft weiſt. Von beiden ſtünde noch *mehr* darin, wenn man mehr auf die Gedanken einzelner Mitarbeiter eingegangen wäre.

Sollte es nicht möglich ſein, daß dieſes Buch, das auch noch, wie mehrere von meinen eigenen, in einen ſchlechten Verlag geriet (denn welcher ſchweizeriſche Verlag, die Grütlibuchhandlung wohl ausgenommen, hätte es mit ihm gewagt?), zum Leben gerufen würde? Eine Umarbeitung wäre nur an wenigen Punkten nötig. (Es iſt in den Buchhandlungen *A. Rudolf* in Zürich, Mühlgaſſe 13, und *Hans Harder* in *Wernigerode* im Harz, zu haben.)

Aber wenn dieſes Buch auch da iſt, ſo iſt es eben ein *Buch*, und es bleibt die Frage, ob etwas ganz *Kurzes* dieſer Art, was den ſchweizeriſchen Verhältniſſen angemeſſen wäre, nicht gute Dienſte täte. Ein Thema für eine religiös-ſoziale Konferenz!

Ich füge noch hinzu, daß die *„Programmatiſchen Richtlinien"* des „Bundes der religiöſen Sozialiſten Oeſterreichs" bei unſerem Freunde *Otto Bauer* (nicht mit dem bekannten Parteiführer Dr. Otto Bauer zu verwechſeln!), Werdertorgaſſe 6, *Wien* I, zu beziehen ſind.

6. Es ſei noch erwähnt, daß der tapfere Vortrag, den Pfarrer *Peter Burri* in Bern an der Schinznacher ſozialen Pfarrertagung gehalten hat, in der „Freiwirtſchaftlichen Zeitung" erſchienen iſt. (Verlag: Druckerei Gerber, Schwarzenburg, Kt. Bern). Sein Titel lautet: *„Evangeliſche Wirtſchaftsgeſinnung und Wirtſchaftsgeſtaltung"*.

Eine vergeſſene Hilfe für die Landwirtſchaft. Der Landwirtſchaft geht es in großen Teilen der Welt ſchlecht. Auch in der Schweiz. Darüber kann kein Zweifel ſein. Es ſind darum bei uns 5 Millionen Franken als Subvention an die Milchwirtſchaft bewilligt worden. Niemand war *gegen* dieſe Hilfe des Bundes für die Landwirtſchaft, auch die Sozialiſten nicht. Dagegen beſtanden bei ihnen, wie auch bei vielen Bürgerlichen, ſtarke Bedenken gegen den *Modus* dieſer Subvention. Ohne mich auf dieſe beſondere Form der Diskuſſion einzulaſſen, möchte ich mir erlauben, noch einmal auf einen Weg hinzuweiſen, der der Landwirtſchaft eine ganz ſichere Hilfe brächte.

Ich bin, als Einer, der gründlich weiß, was bäuerliche Arbeit iſt, längſt überzeugt, daß deren Produkte durchgehends zu wenig bezahlt werden. Namentlich im Vergleich zum Alkohol. Ein Liter Milch koſtet den Konſumenten ſelbſt 30—35 Rappen, ein Liter Bier etwa 60 Rappen. Und nun bedenke man, was das Eine

wert ist und was das Andere! Dann ergibt sich *die* Antwort, die eine Lösung des ganzen, schwer lastenden Problems bedeutete.

Es steht mir also fest, daß die landwirtschaftlichen Erzeugnisse im allgemeinen einen zu niedrigen Preis haben. Nämlich *an sich.* Nun aber entsteht die Frage, ob die nicht Landwirtschaft treibenden Volkskreise einen höheren Preis bezahlen könnten. Das muß, wenn man die heutigen Verhältnisse in Betracht zieht, für einen großen Teil derselben verneint werden. Nun läge nahe zu erklären: Also erhöhe man das Einkommen dieses Teils der Bevölkerung, in concreto, die Löhne. Einverstanden. Nun ist das leichter gesagt als getan, namentlich bei der heutigen Lage des Arbeitsmarktes. Aber *ein* Weg bliebe doch übrig: *Wenn wir den Alkohol aufgäben,* dann wären große Volkskreise auf einmal in der Lage, dem Bauer Milch, Butter, Käse, Obst, Gemüse und meinetwegen auch Fleisch in ungleich größerer Menge als jetzt und damit auch zu höherem Preise abzunehmen. Ganz sicher gäbe es dann keine Absatzschwierigkeiten mehr. Die 750 Millionen Franken, die auf Schweizerboden jährlich für Alkohol ausgegeben werden, was für eine „Subvention" an die Landwirtschaft flösse daraus! Und zuletzt könnten, bei sicherem und reichlichem Konsum, auch die Preise so sein, daß sie diesen noch weiterhin erleichterten.

Ich weiß selbstverständlich, daß mein Vorschlag in *dieser* Form zunächst Utopie ist. Er weist deswegen doch auf einen gangbaren Weg hin. Wer weiß, ob die Probleme der heutigen Volkswirtschaft, die unlösbar scheinen, nicht mehr als man jetzt im allgemeinen ahnt, auf *solchen* Wegen ihre Lösung finden werden? Könnten wir nicht wenigstens diesen Weg *betreten?* Wie wärs, wenn die Bauern selbst mit der Bekämpfung des Alkohols vorangingen? Wie wärs, wenn sie an Stelle der unser tieferes Land bedeckenden und verunzierenden Mostobstbäume immer mehr Bäume setzten, die gutes *Eßobst* lieferten? Wie wärs, wenn die landwirtschaftlichen Genossenschaften und die Konsumvereine der Städte und Industrieorte sich im Blick auf jenes Ziel die Hand reichten? Es wäre ja dem Nichtbauer damit ebenso geholfen wie dem Bauer.

Wie wärs, wenn wir das Problem etwas mehr in *dieses* Licht stellten?

Das wäre freilich nichts für Demagogen, wohl aber wäre es eine Sache für wirkliche Volksfreunde.

Um aber zu zeigen, wie wenig dieser Weg *an sich* eine Utopie ist, will ich nur ein Beispiel von solcher Hilfe für die Landwirtschaft anführen, die *sofort* möglich wäre. Es ist mir seinerzeit in *Norwegen* aufgefallen, wie in den Bahnhofrestaurants überall die Produkte der Landwirtschaft: Milch, Rahm, Butter, Käse und Anderes in herrlicher Qualität, strahlender Sauberkeit, anmachigster Darbietung zu sehr annehmbaren Preisen zu haben waren und auch sehr starken Zuspruch fanden. In einem Gespräch über diese Dinge erklärte man mir gerade letzthin, das Gleiche sei in Oesterreich der Fall. Ich füge hinzu, aus eigener Beobachtung, daß *Aehnliches* von den Vereinigten Staaten gilt.

Was für eine Hilfe, was für eine Propaganda auch wäre das besonders für ein Fremdenland wie die Schweiz, wie passend für sie und welche eine Wohltat überhaupt. Ja — aber — warum denn aber?

Für China. Für China sind bei uns wieder kleinere und größere Gaben eingegangen. Wir schätzen die kleinen so hoch ein als die großen und es geschieht nicht deswegen, wenn wir einen Beitrag von 1000 Franken von F. St. in B. besonders verdanken. *Allen* Gebern aber wünschen wir „Gottesdank"! L. R.

Eine Berichtigung. Ich habe in einem früheren Hefte einen Irrtum begangen, indem ich den Verfasser des Buches „The background of the social Gospel" (Der Hintergrund des sozialen Evangeliums), den Holländer *Visser t'Hooft,* mit einem andern Holländer verwechselt habe, nämlich mit *J. C. Wissing,* dem Verfasser eines andern Buches, dessen Titel lautet: „Het Begrip van hat Koninkrijk Gods, vooral met Betrekking tot de Religioes-Socialen in Zwitzerland. Bijdrage tot de Christeljke Zedeleer". (Der Begriff des Reiches Gottes, vor allem mit Be-

ziehung auf die Schweizerischen Religiös-Sozialen. Ein Beitrag zur christlichen Ethik.) Die Verwechslung ist umso unbegreiflicher, als ich ja das letztere Buch sehr gut kenne und mit seinem Verfasser darüber korrespondiert habe. Es enthält eine völlig zutreffende Darstellung der religiös-sozialen Gedankenwelt, vielleicht die beste, die es gibt, freilich mit einer Kritik vom „eschatologischen" Standpunkt aus, die ich für unrichtig halte.

Bern. Zusammenkunft, *Mittwoch, 29. Oktober,* abends 8.15 Uhr, im *Volkshaus,* Zimmer Nr. 9, Vortrag von Pfarrer Eduard Burri über: *Die elementare Bedeutung des Geldes für das Wirtschaftsleben.* Die Leser der „Neuen Wege" sind zum Besuche dieser Veranstaltung freundlich eingeladen.

Personalia.[1]) I. Zu ihrem siebzigsten Geburtstag möchten wir *Jane Addams* doch auch einen Gruß und Segenswunsch schicken. Dürfen wir sie doch auch zu unserer „Gemeinde", im weiteren Sinne, rechnen. „Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein" — hoffentlich noch lange und immer mehr, immer mehr auch durch *Schauen* des Geglaubten gesegnet.

II. Auf der Liste der Verstorbenen steht diesmal niemand, der uns irgendwie nahe stünde. Oder dürfen wir dies wenigstens von *Camillo Prampolini,* dem großen italienischen Sozialisten sagen? Er hat auf eine apostolische Weise einen Sozialismus vertreten, wie wir ihn gerne überall vertreten sähen und ist *groß* gewesen durch Herz und Charakter, Lauterkeit, Mut und Treue. Vom Faschismus aus seiner eigentlichen Wirkungsheimat, Reggio d'Emilia, vertrieben, ist er in Mailand als kleiner Händler gestorben, verdüstert, aber ungebrochen. — Ein Mann, der in einem weiteren Sinne ebenfalls Arbeit getan hat, die uns wertvoll ist, war *Ferdinand Thönnies,* der Kieler Professor, der Verfasser des grundlegenden Buches: *„Gesellschaft und Gemeinschaft".* Den einstigen *General Bernhardi* aber können wir nur nennen, weil sein Buch: *„Vom heutigen Kriege"* für Deutschland verhängnisvoll geworden ist, insofern man es im Auslande als das repräsentative Bekenntnisbuch des deutschen Volkes auffaßte. *Conan Doyle* dagegen war typisch für gewisse Entwicklungen der Zeit: zuerst Detektivschriftsteller, für den es kein Geheimnis gab, dann begeisterter Vorkämpfer des Occultismus! — Mit *Eugen Diederichs* ist ein Verleger geschieden, dessen Verlag zugleich ein *Werk* war. Er hat im deutschen und überhaupt im europäischen Geistesleben eine große und im Ganzen, trotz etwas zu viel „Genießermystik", die zeitweilig dabei war, heilsame, Gutes schaffende Rolle gespielt. Auch dem Sozialismus, den „religiösen" eingeschlossen, war er offen, und einige von dessen bedeutsamsten Werken sind bei ihm erschienen. Immerhin eine andere Statur, als wir sie in der Schweiz gewohnt sind.

L. R.

Aus der Arbeit

I. *Casoja*

Volkshochschulheim für Mädchen, *Valbella* ob *Chur.*

5 monatlicher Kurs auf hauswirtschaftlicher Grundlage vom 27. Oktober — Mitte März 1931.

In den Kursen erhalten die Mädchen Anleitung zur Führung eines einfachen Haushaltes. Die Mädchen besorgen die Arbeit in Küche und Haus selbst. Die praktische Arbeit wird ergänzt durch theoretischen Unterricht. Vor Weihnachten umfaßt der theoretische Unterricht folgende Fächer:

Haushaltungs- und Ernährungslehre: Frl. Gysler und Frl. Müller.

[1]) Die Personalia mußten das letzte Mal zurückgestellt werden.

Hygiene und Einführung in die Säuglingspflege: Frl. Minckwitz.
Einführung in die Bündnergeschichte: Frl. Müller.

Nach Weihnachten werden verschiedene Referenten den theoretischen Kurs erteilen. Vorgesehen sind folgende Themata:

Soziale Fragen.
Frauenfragen.
Abschnitte aus Literatur und Kunst.

Während des ganzen Kurses erhalten die Mädchen Unterricht im Nähen und Handfertigungsarbeiten. Die Mädchen haben Gelegenheit Wintersport zu treiben.

In die Kurse werden nur Mädchen aufgenommen, die gewillt sind, ernste Arbeit zu leisten.

Das Kurs- und Kostgeld beträgt für den ganzen Kurs Fr. 580.—, es kann teilweise oder ganz erlassen werden.

Neben den Kursmädchen können noch einige Erholungsbedürftige und Feriengäste für kürzeren oder längeren Aufenthalt aufgenommen werden. Die Feriengäste nehmen an den theoretischen Stunden (1—2 pro Tag) teil.

Anmeldungen (mit selbstgeschriebenem Lebenslauf des Mädchens) sind zu richten an Casoja, Valbella ob Chur, Tel. 44, Lenzerheide.

II. *Eine wichtige Arbeit.*

Der Vortrag von Frau *Roland Holst* über „den Umschwung in der geistigen Lage und die neuen Aufgaben des Sozialismus" ist nun erschienen. Er ist in der Administration der „Neuen Wege", Buchdruckerei Reutimann & Co. in Zürich, zu beziehen. Der Preis beträgt 80 Rappen.

Wir müssen alle Freunde in der Schweiz und auswärts bitten, sich der Verbreitung dieser Schrift aufs eifrigste anzunehmen. Sie tun damit ein wichtiges Werk.

Alte Jahrgänge der „Neuen Wege".

I.

Die Unterzeichnete sieht sich aus Raummangel genötigt, Zeitschriften, die sie bisher aufbewahrte, wegzugeben. Darunter sind auch 20 Jahrgänge der „Neuen Wege" (4.—23. Jahrgang, 1910—1929). 16 Jahrgänge sind vollständig; es fehlen dagegen folgende Hefte: 1919: Februar und März, 1918: Dezember, 1917: März, 1916: März. Ich kann es nicht über mich bringen, die Hefte, denen ich selber so viel Hilfe und Bereicherung verdanke, einfach in die Papiermühle zu geben, solange vielleicht noch Menschen da sind, denen sie dienen könnten. Ich gestatte mir deshalb, die Aufmerksamkeit der Leser auf die Möglichkeit zu lenken, einzelne Jahrgänge zu erwerben. Sofern es sich um gemeinnützige Institutionen (Bibliotheken, Heime etc.) handelt, gebe ich die Jahrgänge unentgeltlich ab gegen Rückerstattung der Portoauslagen. An Private werden die Hefte zu Fr. 2.50 pro Jahrgang (plus Porto) abgegeben, und der Erlös wird der Vereinigung der Freunde der „Neuen Wege" abgeliefert werden. Für ev. baldige Bestellungen wäre ich dankbar. *Georgine Gerhard, Rennweg 55, Basel.*

II.

Eine andere Leserin hat die Freundlichkeit, uns die Jahrgänge 1915, 1919, 1920, 1923, 1924, 1927, 1929 zur Verfügung zu stellen. Wir geben sie zu den gleichen Bedingungen ab, wie die von Frl. Gerhard erhaltenen.

Ich füge noch hinzu, daß eine Ergänzung der fehlenden Hefte wohl möglich ist. Angebote nehmen wir natürlich gerne entgegen. D. Red.

Druckfehler. Im *Septemberheft* ſoll S. 430, Z. 27 von oben ſtatt „Nationalismus“ „*Nationalſozialismus*“ ſtehen und S. 436, Z. 9 ſtatt „pazifiſtiſcher Ozean“ ſelbſtverſtändlich „*pazifiſcher Ozean*“. Einen „pazifiſtiſchen Ozean“ gibt es — trotz der Neigung der Setzer für dieſen Druckfehler — leider noch nicht.

Redaktionelle Bemerkungen.

Auch dieſes Heft entbehrt nicht einer innern Einheit: die heutige Weltlage und die Sache Chriſti. Wir freuen uns, über *Kierkegaard* den mit ausgezeichneter Klarheit und Tiefe orientierenden Aufſatz von Julia Inger Hanſen bringen zu dürfen.

Zu der Betrachtung „*Tut Buße*“ im letzten Heft ſei noch bemerkt, daß ſie im Hinblick auf den „eidgenöſſiſchen Buß-, Bet- und Danktag“ entſtanden war. Da ein Artikel, der ebenfalls auf dieſen Bezug nahm, im letzten Augenblick weggelaſſen werden mußte, ſo konnten höchſtens ſchweizeriſche Leſer dieſen Zuſammenhang merken. Allerdings hat die Betrachtung einen weiteren Sinn und iſt von jenem Anlaß nicht abhängig.

Zu den häufigen Reklamationen wegen *verſpäteter Zuſtellung* der Neuen Wege ſei bemerkt, daß dieſe ſeit Jahren ohne Ausnahme (abgeſehen von Juli/Auguſtheft) in der zweiten Hälfte des betreffenden Monats erſchienen ſind. Die Verſpätung liegt alſo bei den *Buchhändlern*, und bei ihnen iſt zu reklamieren.

Arbeit und Bildung.

Nachtrag zum Programm.

Zum Kurs von *Henriette Roland Holſt* über die *Erneuerung des Sozialismus.*

Es ſeien hiemit noch die beſonderen Themen der einzelnen Abende angegeben:

1. Abend, Montag, 27. Oktober: *Iſt eine Erneuerung des Sozialismus notwendig?* (Die *Kriſe* des Sozialismus.)

2. Abend, Mittwoch, 29. Oktober: *Iſt eine Erneuerung des Sozialismus möglich?* (Recht und Unrecht des *Marxismus.)*

3. Abend, Freitag, 31. Oktober: *In welcher Richtung ſoll die Erneuerung des Sozialismus erfolgen?* (Der *Weg* der Erneuerung.)
(Vergleiche im übrigen das Septemberheft.)

Wir möchten die Freunde und Geſinnungsgenoſſen recht herzlich bitten, für dieſen Kurs im Kreiſe ihrer Bekannten, womöglich auch durch die Preſſe, eifrig Propaganda zu machen. Er ſollte zu einem ſtarken Impuls für das werden, was ſein Zweck iſt: die Erneuerung des Sozialismus.